

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Beiträge zur Methode der Stilkritik an mittellateinischen, literarischen Quellen

Nehrkorn, Ilse

1932

Textkörper

[urn:nbn:at:at-ubi:2-2312](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-ubi:2-2312)

Beiträge zur Methode der Stilkritik an mittel-
lateinischen, literarischen Quellen.

Für die historische Verwertung literarischer Quellen ist es notwendig, die Entstehungszeit und möglichst auch den Verfasser zu kennen. Meist verhelfen uns Erklärungen des Verfassers selbst, Hinweise anderer Autoren oder Rückschlüsse, die aus dem Inhalt des Werkes gezogen werden können, zur Lösung dieser Fragen. In Fällen, wo alle diese Hilfsmittel versagten oder zu völlig unvereinbaren Ergebnissen führten, hat man schliesslich zur Methode der Stilvergleichung gegriffen, und das mehrfach mit überraschendem Erfolg. Ein Musterbeispiel dafür ist die Chronologie der platonischen Dialoge, die durch alle möglichen Folgerungen, die der Inhalt zuließ, eher verwirrt als geklärt worden war, bis Campbell mit seiner Stiluntersuchung, Dittenberger und Schanz mit ihren Statistiken von Partikeln und Wendungen, die Konstantin Ritter weitergeführt und ausgebaut hat, zu übereinstimmenden und dann ziemlich allgemein anerkannten Ergebnissen gekommen sind. Aus dem Gebiet mittelalterlicher Quellen ist das Carmen de bello Saxonico ein gutes Beispiel. Nachdem aus inhaltlichen Gründen sogar seine Echtheit von Pertz und Köpke angezweifelt, von Waitz aber wieder gesichert worden war, bauten Gundlach und Pannenberg auf der Suche nach dem Verfasser ihre Forschungen vor allem auf einer Untersuchung

des Stils auf. Allerdings ist diese Frage noch ungeköst geblieben.

Für die klassischen Philologen, für die von Anfang an das Sprachliche im Vordergrund steht, war diese Art der Untersuchung eigentlich naheliegend, für die Historiker bildet der von Sickel gegründete Diktatvergleich an Urkunden die Brücke. Urkunden, die aus derselben Kanzlei hervorgegangen sind, zeigen eine gewisse Gemeinsamkeit in Aufbau und Wendungen. Daher zeigen charakteristische Worte, die von diesem gemeinsamen Gebrauch abweichen, mit Sicherheit die Eigenart eines bestimmten Urkundenverfassers oder Diktators an, sodass wir, wo sie auftreten, den Verfasser erschliessen können. In Anlehnung an den Diktatvergleich stützte sich auch die literarische Stilkritik, anfangs vor allem auf einzelne Worte und Wendungen, als typische Merkmale. Und doch steht ihr bei der grösseren Freiheit der literarischen Sprache gegenüber der formelhaft gebundenen Urkundensprache eine viel reichere Auswahl von Hilfsmitteln zu Gebote.

Das Ziel stilkritischer Untersuchung ist ja nicht nur einen gefühlsmässigen Eindruck von dem Stil eines Autors zu gewinnen, so unentbehrlich ein geschultes Feingefühl für solche Unterschiede auch ist, sondern sie will durch ganz bestimmte, verstandesmässig feststellbare Merkmale die stilistische Eigenart einer Zeit oder eines Autors erfassen. Nur so ist es möglich, auch andere von der Richtigkeit der Ergebnisse zu überzeugen, während man sonst nur auf guten Glauben in die Sicherheit seines Empfindens hoffen kann.

Wenn wir eine deutliche Vorstellung von der

Schreibweise einer Zeit haben, können wir leicht beurteilen, ob ein Werk, das seinem Inhalt nach in einer bestimmten Zeit verfasst sein muss, ihr auch sprachlich angehört, also ob ein echtes Werk oder eine spätere Fälschung vorliegt. Wenn wir die stilistische Eigenart eines bestimmten Autors erfasst haben, so können wir Zuweisungen anonymer Werke an unseren Autor aus stilistischen Gründen vornehmen oder als unmöglich ablehnen. Wenn sich noch dazu eine Entwicklung im Stil eines Autors feststellen lässt, wie das für Plato gelang, dann haben wir dadurch ein wertvolles Hilfsmittel gewonnen, um die einzelnen Werke in die richtige, zeitliche Reihenfolge einzuordnen. Ein richtiges Urteil über die Besonderheit des Stils einer Zeit oder eines Autors ist aber nur möglich, bei ständigem Vergleich mit vorausgegangenen und nachfolgenden Epochen oder mit anderen Schriftstellern desselben Zeit. Daher muss sich auch auf dem Gebiet der mittellateinischen Stilkritik jeder Einzeluntersuchung letzten Endes als Teilfrage und Beitrag zur allgemeinen Stilgeschichte der mittellateinischen Literatur überhaupt betrachten. Es wird später eine reizvolle Aufgabe sein, die Entwicklung des mittellateinischen Stils in grossen Linien zu verfolgen, wie sie immer, nur verschieden stark, vom Streben zurück nach klassischer Reinheit und Schönheit bestimmt wurde, wie die Nationalsprachen einen deutlichen Einfluss ausübten, und wie der wechselnde Zeitgeschmack Ursache für sehr auffallende Veränderungen in der Haltung der Sprache geworden ist.

Unerlässliche Vorbedingung für eine solche Übersicht ist freilich ein neues, mittellateinisches Lexikon, wie es die Union académique internationale seit 1925 vorbereitet, eine Zusammenstellung der wich-

tigsten grammatischen Eigenheiten des Mittellateins in ihrer Entwicklung¹⁾ und vor allem eine grössere Zahl gleichartiger Einzeluntersuchungen.

Wer stilistische Eigenart aus literarischen Werken heraus erkennen will, muss zunächst über das Wesen des persönlichen Stils Klarheit suchen, auf welche Art er entsteht und wodurch er bedingt ist. Stil ist im Gegensatz zur Grammatik, die das sprachlich Richtige festsetzt und fördert, freier Auswahl aus den vorhandenen Ausdrucksmitteln nach den Wertmassstäben von logischer Klarheit und sprachlicher Schönheit.²⁾ Die Menge der Ausdrucksmittel, Reichtum des Wortschatzes, Fülle syntaktischer Möglichkeiten, Fähigkeit zur Wortbildung, Beweglichkeit der Wortstellung, Abwechslung in rhetorischen Figuren hängt abgesehen von der sprachlichen Begabung und Bildung des Autors wesentlich vom Stand der klassischen Bildung seiner Zeit und seiner Schule und von solchen Zufälligkeiten wie Erhaltung und Überlieferung klassischer und spätlateinischer Werke und Grammatiken ab, worüber uns die alten Bibliothekskataloge Aufschlüsse liefern können. Dazu ist der Autor der unbewussten Einwirkung seiner Muttersprache und mehr oder weniger unbewusst dem Geschmack seiner Zeit unterworfen.

Die unbewussten Bedingtheiten des Stils aufzuspüren, kann für die Erkenntnis von Kulturzusammenhängen wertvoll sein; um die einmalige Besonderheit des persönlichen Stils zu erfassen, ist die bewusste Formung, die bestimmte, sich immer gleichbleibende Art des Auswählens das entscheidende Merkmal, obwohl auch die Beobachtung unbewusster Sprachgewohnheiten zu guten Ergebnissen führen kann.

Neben dem Sprachgefühl und der grammatischen

1) s. Karl Strecker, Einführung in das Mittellatein² 1929.

2) Vgl. Ernst Otto, Was versteht man unter Stil? Was ist Stilistik? Beilage zum Jahresbericht des Realgymn. Berlin-Reineckendorf 1914.

Schulung des Autors spielt in unserem Fall, wo es sich um Werke in einer schulmässig erlernten Sprache handelt, die direkte Anlehnung an Vorbilder eine grosse Rolle. Daher ergibt sich für die Stilkritik an mittel-lateinischen Quellen die besondere Aufgabe, festzustellen, welche antiken Autoren und Kirchenschriftsteller als Muster eingewirkt haben, und in welchem Grad und auf welcher Art sie benützt worden sind, in ängstlich wortgetreuer Nachbildung der Vorlage oder in freiem Schalten mit übernommenem Sprachgut. Alle mittelalterlichen Schriftsteller stehen in Abhängigkeit von der Antike, der Vulgata und der Patristik, aber die Stärke und die Art der Abhängigkeit kann wieder zu einem Kennzeichen einzelner Autoren werden.

Abgesehen davon zeigt sich die stilistische Eigenart in Wortwahl, Art der syntaktischen Verknüpfung, Stellung, im Gebrauch aller rhetorischen Kunstmittel, die die Rede schmücken oder ihr Nachdruck verleihen sollen, und in der Rücksicht auf Forderungen der Poetik, wie Klangs Schönheit, Rhythmus, Reim. Damit sind auch für die Stilvergleichung die Angriffspunkte gegeben.

Ein kurzer Überblick über die allmähliche Ausbildung der stilkritischen Methode an einzelnen umstrittenen Problemen in einer Anzahl von Arbeiten, die für das Wesen und die Arbeitsweise der einzelnen Forscher bezeichnend sind, lässt uns die Aufgaben und Möglichkeiten der Stilvergleichung noch deutlicher erkennen und bewahrt vielleicht vor Irrtümern und Einseitigkeiten.

Am Anfang steht die gelungene Entscheidung einer Echtheitsfrage durch sprachliche Merkmale. Dass der *Ligurinus*¹⁾, ein Gedicht über die ersten Regierungsjahre Friedrich Barbarossas im Anschluss an Otto von

1) Hrsg. bei Migne Patrol. lat. 212. und C.G. Dümge Heidelberg 1912.

Freising und Rahewin aus dem Jahre 1186/87, der lange Zeit für eine humanistische Fälschung gehalten und Konrad Celtès zugeschrieben wurde, ein echtes Werk des Mittelalters sei, bewies Pannenberg¹⁾ durch verschiedene Eigenheiten der Sprache und Darstellungsweise. Er zog dazu die Wortbildung mit den im Mittelalter beliebten Substantivendungen - amen, - imen, - mentum, mit der Vorliebe für verba composita heran, ebenso die Syntax mit der mittelalterlichen Ungenauigkeit im Gebrauch der Tempora, der Verwechslung der Pronomina hic und ille, des Reflexivums und Demonstrativums (also sibi statt ei), und dem Wortschatz, der mittelalterliche Eigentümlichkeiten wie gehenna, den in der Vulgata häufigen, aus dem Hebräischen übernommenen Ausdruck für Hölle, wo die Humanisten tartarus setzen würden, und viele ähnliche aufweist. Weiter führt Pannenberg die Art des Versbaus für die Echtheit an. Unter den glatten Hexametern finden sich zuweilen leoninisch gereimte mit Mittel- und Endreim, ausserdem Allitterationen, Wortversetzung und Sperrung. Die Darstellung erhält durch bestimmte Gedankengänge und stehende Redwendungen wie Bescheidenheitsfloskeln, naive etymologische Versuche (Ratispona quod bona sit ratibus) und Bilder, die für einen Humanisten bei Weitem nicht gelehrt genug sind, einen ganz mittelalterlichen Charakter. Fürstentitel weisen auf die Stauferzeit hin.

Diese Fülle von Gesichtspunkten und Beweisgründen, die zu einem sicheren und anerkannten Ergebnis geführt haben, ist leider in den folgenden Arbeiten Pannenburgs über Lambert von Hersfeld als Verfasser des *Carmen de bello Saxonico*²⁾ nicht wieder zu finden.

1) A. Pannenberg, Über den Ligurinus, Forsch.z.dtsch.Gesch. XI.

2) Ders. Lambert v. Hersfeld, der Verfasser der Gesta Heinrici IV metrica. Forsch.z.dtsch.Gesch. XXV.

Er stützt sich ganz auf eine Fülle von "Lieblingswörtern und Wendungen" wie die Verbindung fundere - fugare, und ähnliche, ohne uns über ihr Vorkommen oder Fehlen in der zeitgenössischen Literatur zu unterrichten. Die ähnlich klingenden Stellen sind nicht schlagend oder könnten vielleicht etwas über Benutzung der einen Quelle durch die andere aussagen, aber noch nichts über die Identität der Verfasser. Wertvoller ist, dass er auf die ähnliche Benutzung von Vorbildern, hauptsächlich Vergil, Sallust, die Vulgata hinweist, obwohl diese wohl im ganzen Mittelalter überall genau gekannt und nachgeahmt wurden. Zur Verteidigung gegen Gundlachs Angriffe¹⁾ bringt er die alten Beweisgründe ausführlicher.²⁾ Neu und wichtig ist, dass er die gleiche Abänderung von Zitaten in den Annalen und im Carmen hervorhebt, überhaupt mehr Gewicht auf Zitate auch aus mittelalterlichen Werken wie dem Waltharius und dem Poeta Saxo legt, obwohl diese von Holder-Egger später angefochten wurden. Die sogenannten "Lieblingsgedanken" Lamberts wie "si vita mihi supererit" müssten bei Lambert häufiger sein und in der Literatur derselben Zeit ganz fehlen, um etwas beweisen zu können. Wie leicht können solche Wendungen wandern und Allgemeingut einer Schule oder eines Freundeskreises werden. Lamberts Vorliebe für Kleinmalerei wäre vielleicht ein Stilprinzip, das sich zu verfolgen lohnte; aber aus einer Musterstelle kann man noch keine typische Eigenart herauslesen.

Die Angriffe gegen die Theorie von Lamberts Verfasserschaft arbeiten fast gänzlich mit denselben Mitteln. Edel³⁾ klammert sich noch enger an einzelne Worte.

1) In: Wer ist der Verfasser des Carmen de bello Sax. S. 6

2) Lambert v. Hersfeld, der Verfasser des Carmen de bello Saxonico, Abwehr und Angriff 1889.

3) Ist Lambert von Hersfeld wirklich der Verfasser der Gesta Heinr. IV metrica, Forsch. z. dtsch. Gesch. 26.

Freilich fallen ihm schon die häufigen Fragen, Ausrufe und Anreden im Carmen auf, die in den Annalen fehlen. Einen kleinen Anlauf zur sprachstatistischen Methode nimmt er, indem er den Gebrauch von adversus als Präposition oder als Adverb in rein lokaler oder übertragener Bedeutung zahlenmässig vergleicht.

Lefarth¹⁾ glaubt aus sachlichen Gründen nicht an Lambert als Verfasser des Carmen. Er betont dagegen, dass die Briefe der Hofkanzlei, die des Erzbischofs Siegfried von Mainz und die Vita Heinrici IV. dieselbe Eleganz der Sprache zeigen, wie das Carmen. Er macht Lamberts "Lieblingswendungen" dadurch wertlos, dass er sie auch in der Vita Heinrici IV. und den Annales Altahenses nachweist, hebt dafür andere Lambert eigentümliche Wortverbindungen hervor, die im Carmen fehlen.

Wattenbach²⁾ warnt in seiner Besprechung der Waitz'schen Arbeit über das Carmen vor einer Überschätzung gleichmässig vorkommender Ausdrücke, die meist der ganzen Zeit geläufig sind, da ein begrenzter Kreis von lateinischen Autoren überall in gleicher Weise gründlich gelesen und teilweise auswendig gelernt wurde. Er betont, dass die Briefe Siegfried's von Mainz in ebenso elegantem Latein geschrieben sind, wie die Vita und schliesst daraus, dass es damals gar nicht wenig ähnlich hochgebildete Kleriker gegeben haben muss.

Stolle³⁾ hält es überhaupt für überflüssig, die sprachlichen Beweise Panneborgs zu widerlegen, da sie allzusehr subjektivem Empfinden und Belieben entspringen. Sie seien nicht beweiskräftig, wenn nicht andere Umstände die Annahme der Identität der Verfasser stützten. Als Beispiel hierfür führt er Holder-Eggers

1871

1) I. A. Lefarth, Lambert v. Hersfeld. Diss. Gött. (Düsseldorf)
2) Heidelberger Jahrbücher 1871.
3) F. Stolle: Ist Lambert v. Hersfeld der Verfasser des Carmen de bello Saxonico? Hist. Jahrb. 13, 1892.

Untersuchung über die Vita Lulli an¹⁾. Diese ist auch ein Musterbeispiel dafür, dass scharfsinniges Erkennen und Benützen aller inhaltlichen Merkmale zusammen mit einem durch dauernde Lektüre geschärften Stilgefühl zu einem ganz sicheren Ergebnis führen kann.

Im Allgemeinen spricht Holder-Egger wohl von der für seine Zeit formvollendeten Sprache Lamberts, die charakterisiert wird durch mit Geschmack und Mass angewandte, rhetorisch-gekünstelte Formen und bewusste Nachahmung antiker Muster, besonders Sallust's (fingierte Reden, historische Infinitive). Doch die sprachliche Beweisführung an sich, die nichts als nach Kapiteln geordnet, eine Fülle ähnlicher Redewendungen und Phrasen bringt, könnte keinen Zweifler überzeugen. Holder-Egger verzichtet auch gewissermassen auf einen zwingenden Beweis, wenn er erklärt, dass das Lesen bei-der Stücke nebeneinander allein zur Überzeugung führen könnte.

Auch in den Studien zu Lambert von Hersfeld²⁾ beruft sich Holder-Egger auf sein persönliches Verhältnis zu dem Schriftsteller, das/ er durch lange Beschäftigung erworben hat, wenn er in der Vita Haimeradi trotz der Fülle Lambertinischer Redewendungen und derselben Einwirkung Sallusts und des Sulpicius Severus die Merkmale lambertschen Geistes vergeblich sucht und auch im Carmen nicht die geringsten Anzeichen von Lamberts Eigenart findet; aber eine Charakteristik seines Stiles gibt er nicht. Und doch erklärt er Lamberts Sprache für so charakteristisch in ihrer Färbung, dass man mit einigem Gefühl für Stileigentümlichkeiten schon aus wenigen Sätzen Lamberts Feder herauserkennen muss.

Gegen Fannenburgs Theorie hatte vor allem sachliche Einwände, doch lehnt er auch die Beweiskraft

1) O. Holder-Egger, Über die Vita Lulli und ihren Verfasser, N.A. 9, 1884.

2) N.A. 19.

gleicher Worte und Wortgefüge, die sich sehr natürlicherweise da finden müssen, wo zwei Autoren in der schulmässig erlernten lateinischen Sprache schreiben, ab, obwohl gerade diese fast seine einzigen greifbaren Beweismittel sind.

Als neuen Gesichtspunkt führt er die Reimprosa an, die der an den Klassikern geschulte Lambert vermeidet, während sie zu seiner Zeit sonst und auch im Carmen gebräuchlich ist. Die mehrfache Wiederholung desselben Wortes oder doch desselben Wortstammes, auf die Gundlach vor allem seinen Beweis aufbaut, betrachtet er als Wortspielerei, die ebenso häufig sei, wie die Reimprosa, also nicht bezeichnend.

Die Forschungen Wilhelm Gundlachs bedeuten methodisch unbedingt einen grossen Fortschritt.¹⁾ Er geht zwar von reinen Diktatuntersuchungen an Urkunden Heinrichs IV. im Anschluss an die Kaiserurkunden in Abbildungen aus, doch charakterisiert er die Sprache seines Diktators schon da nicht nur durch Besonderheiten des Wortschatzes, sondern legt auf die rhetorische Haltung der Rede mit einer Fülle geläufiger rhetorischer Figuren (Antithesen, Anaphern, Gradatio, Gleichklang der Satzschlüsse, Zwischenstellung des Verbums) grosses Gewicht. Dass sechs berühmte Briefe des Investiturstreits und dann auch die Vita Heinrichs IV. von demselben Diktator stammen, den er aus allerlei sachlichen Gründen in Gottschalk, seit 1084 Probst von Aachen, gefunden zu haben glaubt, beweist er vor allem durch den Wortvorrat, aber auch durch ähnlichen Gedankengang und den rhetorischen Charakter der Sprache. Der zeigt sich in der Vorliebe für Antithesen, die Gradatio, und das Spielen mit demselben Wortstamm, die

1)

Wilhelm Gundlach, Ein Diktator aus der Kanzlei Kaiser Heinrichs IV. Innsbruck 1884. Ders. Wer ist der Verfasser des Carmen de bella Saxonico 1887. Ders. Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit. 2.

sogenannte Gundlach'sche Redefigur, die auch in der Rhetorik des Magister Onulf von Speier als *traductio* behandelt wird. Dazu betont er den Einfluss der Vulgata und der Spruchsammlungen. Für die Abhängigkeit der Vita von antiken Autoren bringt er später eine ausführliche Liste; die von Sulpicius Severus und der Vulgata behandelt er in einem besonderen Aufsatz¹⁾.

Durch die Lebensumstände Gottschalks wird vieles Auffällige in der Vita erklärt. Es ist bezeichnend, dass die Verhandlungen Heinrichs mit seinem ungetreuen Sohn und die Heinrichs V. mit dem Fürsten nicht durch fingierte Reden anschaulich dargestellt werden, sondern durch Briefe, die man wegen der Gleichartigkeit ihres Stils nicht für echte Stücke aus zwei verschiedenen Kanzleien, sondern für Überarbeitungen, vielleicht sogar freie Erfindungen des im Briefschreiben gewandten Diktators halten muss. An der Sprache der Vita fällt bei aller Höhe der Kunst eine gewisse *Ammut* an Ausdrücken, Wiederholung derselben Wendungen zur Darstellung ähnlicher Ereignisse auf. Darin verrät sich nach Gundlachs Meinung der Urkundenverfasser, und das macht den Vergleich des Sprachgebrauchs in Urkunden und Vita möglich und fruchtbar.

Schon durch Pannenburg war die sprachliche Verwandtschaft des *Carmen de bello Saxonico* mit der Vita beachtet worden. Auch dort kennzeichnen die urkundenmäßigen Beiworte und Titel den Verfasser als Kanzleibeamten. Eine lange Zusammenstellung ähnlicher Worte, dieselbe Abhängigkeit von antiken Autoren, der Vulgata und den Spruchsammlungen, dieselbe Wiederholung ähnlicher

1) N.A. 11.

Wendungen für ähnliche Vorgänge, dieselbe rhetorische Kunst in der Belebung durch Anreden, Fragen, Ausrufe, zwingen Gundlach zur Annahme, dass die Urkunden, die Briefe, die Vita und das Carmen von demselben Verfasser herrühren. Damit schreibt er ihm eine unwahrscheinlich grosse Menge schriftstellerischer Arbeiten zu. Ausserdem ist der Zweifel an seinen Zuweisungen berechtigt, da er neben seinen stilkritischen Gesichtspunkten kaum andere dafür ins Feld führen kann.

Die Diktateinheit der 83 Urkunden und Briefe wurde zunächst allgemein anerkannt. An der Persönlichkeit Gottschalks und seiner Verfasserschaft an der Vita äusserte Steindorff in seiner Besprechung¹⁾ sachliche Zweifel und zog noch die Klage Heinrichs IV.²⁾ heran, in der auch die Gundlachsche Redefigur aufträte, heran. Diesen Einwand entkräftet Gundlach damit, dass nicht das Vorkommen überhaupt, sondern die Häufigkeit einer rhetorischen Figur entscheidend sei, und erklärt die Klage mit ihrer schülerhaften Darstellungsweise aus inhaltlichen Gründen für eine Stilübung aus dem Kreis der gelehrten Damen des Emmeramsstiftes in Regensburg. Die Lieblingswendungen, Bilder und Vergleiche, mit denen Pannenberg die enge Beziehung von Carmen und Lambert beweisen wollte, belegt er in zahlreichen, gleichzeitigen Werken, vor allem aber in der Vita Heinrici selber, und macht sie dadurch wertlos. In seinen Grundsätzen der Stilvergleichung betont Gundlach noch einmal zusammenfassend, dass das in einer Schrift gesammelte Material, Worte und Wendungen, rhetorische Figuren, Zitate, durch möglichst gründlichen

1) Göttinger gel. Anz. 1885.

2) Vgl. Giesbrecht⁴ III 7. 1187

Vergleich mit gleichzeitigen und gleichartigen Schriften in absolut, d.h. durch sein blosses Vorkommen beweiskräftig, und relativ, d.h. nur durch seine Häufigkeit beweiskräftig geschieden werden muss. Stilähnlichkeit erklärt sich durch gegenseitige Benutzung oder Identität der Verfasser. Schulverwandtschaft lässt Gundlach nicht gelten, da durch die vergleichende Heranziehung von vor allem zeitlich, örtlich und sachlich nahestehenden Werken die über-individuelle Sammelpersönlichkeit der Schule ausgeschaltet werde.

Ganz ähnlich wie Gundlach baut Robert Holtzmann¹⁾ seinen Beweis, dass die Quedlinburger Annalen nicht von zwei, sondern nur von einem Verfasser geschrieben seien, auf einzelnen Worten und Ausdrücken und der durch rhetorische Figuren in die Höhe getriebenen Ausdrucksweise auf. Als drittes zieht er noch die ziemlich gekünstelt anmutende Wortstellung heran mit Schachtelsätzen, Vorwegnahme abhängiger Genitive und Appositionen, Trennung von zusammengehörigem Adjektiv und Substantiv, Einschachtelung des Objekts oder auch des Prädikats in das Objekt oder einen anderen Satzteil, einer Partizipialkonstruktion in einer anderen u.dgl.m. Unter den bunt aneinandergereihten Beispielen scheinen besonders beachtenswert die Koordination von Nebensätzen, die mit dem gleichen Wort eingeleitet werden, und Parallelsätze mit Wiederholung des gleichen Wortes am Anfang, - beides eine Art Anapher - (z.B. prohibente deo, prohibente fidelium decertatione) Häufigkeit der Gerundivformen, Verstärkung durch parallele Wendungen und Ähnliches. Reimprosa zieht sich gleichmässig durch die ganzen Annalen. Die Einheit des Stils ist unbezweifelbar. In diesem Fall war die Stilvergleichung

1) Die Quedlinburger Annalen, Sachsen und Anhalt I., 1925.

leicht anzuwenden und erfolgreich, da der schwülstige Stil der Quedlingburger Annalen sehr gut zu erkennen und in seinen Einzelheiten leicht zu fassen ist.

Aus den vielen Untersuchungen über eine andere Frage, nämlich das Verhältnis, in dem die *Annales Laurissenses maiores*, die *Annales Einhardi* und die *Vita Caroli Magni* zueinander stehen, greife ich nur die hier methodisch wichtigen Aufsätze heraus. In den Beiträgen zur Kritik der karolingischen Annalen betont Dünzelmann¹⁾, dass die Beobachtung des Satzbaues wichtiger, aber auch schwieriger sei, als die statistische Feststellung des Wortschatzes, obwohl er diesem auch einige Beachtung schenkt. Er zerlegt die *Ann. Laur.* in mehrere Teile, in denen der auffällige Wechsel im Periodenbau nur durch Wechsel der Verfasser erklärt werden kann. Falsch oder gar nicht verknüpfte Partizipien, fast vollständiges Fehlen von Nebensätzen kennzeichnen die mangelhafte sprachliche Bildung des ersten Verfassers (741 - 791); in der zweiten Gruppe (794 - 801) wird die Sprache reiner - Konstruktionen wie *dicō - quod*, *audio - quod* verschwinden -, der Periodenbau kunstvoller. Die nächste Gruppe (801 - 806) dagegen hat kurz abgerissene Sätze, die in den späteren Teilen wenigstens durch Relativsätze oder *ut*-Sätze erweitert werden. Die grosse Zahl der Partizipia præsentis verrät den ungeschickten Stilisten. Die vierte Gruppe (808 - 815) zeigt eleganten Satzbau mit einem Reichtum an Konjunktionen, der durch Partizipialkonstruktionen, Ablativi absoluti gefällig belebt wird. In der fünften Gruppe (816 - 819) finden wir einfache, aber geschickt gebaute Perioden, grosse grammatische Korrektheit und sorgfältige Wortwahl, wodurch sie an die *Ann. Einhardi* und die *Vita*

1) E. Dünzelmann, Beiträge zur Kritik der karol. Annalen N.A. 2, S. 475, 1877.

Caroli erinnert. In der letzten Gruppe (822 - 829) leidet die Übersichtlichkeit der Perioden durch längere Einschaltungen zwischen Attribut und Substantiv. In den Annales Mettenses versucht Dünzelmann das Nebeneinander von eleganter, an klassischen Vorbildern geschulter Sprache und barbarischen Mängeln dadurch zu erklären, dass ein recht ungebildeter Kompilator gut geschriebene Quellen ausgezogen und miteinander verknüpft hat.

Manitius¹⁾ stellt für alle Werke, die er Einhard zuschreibt, eine Liste der benutzten klassischen Werke auf. Die Zitate, die auf mehrere Autoren zurückgehen könnten, teilt er in zwei Gruppen, je nachdem sie aus der Weltgeschichte des Orosius herkommen können oder nicht. Die einzelnen Autoren üben je nach den Sachgebieten einen verschieden starken Einfluss aus. Für sachliche Berichte werden die römischen Historiker herangezogen, Plinius dagegen mehr für Darstellungen des gewöhnlichen Lebens. Es wäre denkbar, dass sich Einhard nach Sachgebieten geordnete Verzeichnisse besonders schöner Wendungen angelegt hat. Cicero wird zwar nicht direkt zitiert, doch wirkt er im allgemeinen als Vorbild des Stils, vor allem im Periodenbau. Einhards Sprache machte Schule, typische Wendungen lebten weiter, was Manitius durch eine Liste der Wendungen, die Rudolf von Fulda übernommen hat, beweist. Auffallend ist Einhards Bestreben, für alle geographischen Namen solche Bezeichnungen zu finden, die auch bei den antiken Autoren gebräuchlich sind.

Die Annales Laurissenses haben nach Manitius deutlichen Einschnitt im Jahre 796. Bis dahin ist die

1) Max Manitius, Einhard Werke und ihr Stil. N.A.7, S.517, 1881. Ders. Zu den Ann.Laur.maj. M.I.Ö.G. 10, S.419, 1889. Ders. Zu den Ann.Laur.und Einhardi M.I.Ö.G. 13, S.225, 1892.

Sprache gekennzeichnet durch Vorliebe für romanische Worte, technische Ausdrücke der Gerichts- und Urkundensprache, Titel des Königs, des Papstes und der Gesandten, die von dem später üblichen abweichen, häufig eingeflochtene Fragen vom Schutz und der Hilfe Gottes wie *adjutorio domini nostri Jesu Christi* etc. und schliesslich Ortsangaben durch *partibus* oder *in partibus* mit dem Genitiv von Länder- und Städtenamen. *Ibi* wird häufig im Sinne von *ibi*, *huc* und *illuc* gebraucht, was später vermieden wird. Ausserdem führt er noch eine Anzahl von Worten an, die im ersten Teil zahlreich, im zweiten kaum oder gar nicht auftreten.

Bernhard Simson¹⁾ stützt die Behauptung, dass der erste Teil der romanischen Wortformen wegen von einem Romanen geschrieben sei, durch den Nachweis der Verwandtschaft der *Ann.Laur.* mit gleichzeitigen Stücken der päpstlichen Kanzlei im *Codex Carolinus* und *Liber pontificalis*, deren Latein auch auffallend schlecht ist. In beiden finden wir z.B. ungeschickten, übermässigen Gebrauch des Partizip Präsens und das Gerundivum statt des Infinitivs nach *promittere*, *suadere*, *studere* und ähnlichen Verben.

Von den Beweisgründen Robert Dorrs²⁾ führe ich hier nur einige an, die methodisch von Bedeutung sind. Da Einhard jede stilistische Wiederholung bewusst meidet, sind solche Phrasen besonders beweiskräftig, die zwar häufig, aber nie wörtlich gleich, sondern geschickt variiert auftreten. Ein Schüler oder ein sich irgendwie an Einhard anlehnender Verfasser würde wörtlicher übernehmen, und könnte nicht so überlegen mit Einhards Sprachgut schalten. Dieselbe Eigentümlichkeit Einhards zeigt sich in seiner Art zu zitieren. Gleich bleibt nur die

1) Bemerkungen über Sprachgebrauch und Stil der *Ann.Laur. maj.* Exkurs III der Jahrbh. des fränk. Reiches unter Karl dem Grossen I hrsg. von S. Abel, 2. Aufl., S. 657.

Gruppe klassischer Autoren, aus denen er schöpft. Kaum tritt dasselbe Zitat zweimal auf. Bezeichnend ist, dass Einhard mehrere klassische Wendungen aus verschiedenen Autoren zu einer neuen, eleganten Phrase verbindet. Auch in Bezug auf grammatische Reinheit und Mannigfaltigkeit der Ausdrucksmöglichkeiten bedeutet Einhards Sprache einen grossen Fortschritt. Satzgliederung durch tam - quam, cum - tum, primo - deinde, partim - partim, potius - quam, relativische Anknüpfungen wie qui et ipse, qui cum etc., Konjunktionen wie cum primum, pro eo quod, simul cum, der richtige Gebrauch des Nominative mit Infinitiv bei *videri*, *putari*, *dici*, *iuberi* u.ä. kommt vor Einhard nicht vor.

Für die mittellateinische Dichtung hat Karl Strecker¹⁾ die Stilkritik als Hilfsmittel herangezogen. Er macht den Versuch festzustellen, welche Gedichte noch von Walther von Chatillon verfasst sein können ausser der Alexandreis und den wenigen handschriftlich bezeugten Gedichten. Da Walther die auffallende Eigentümlichkeit hat, sich selbst zu plagieren, kann die Wiederkehr von Gedanken, Bildern und Wendungen als Beweis für seine persönliche Verfasserschaft gelten. Die Entlehnungen beschränken sich streng auf Walthers eigene Gedichte; also liegt Selbstplagiat vor. Bei einem Schüler oder Nachahmer würde man auch Spuren anderer Vorbilder und Musterstellen finden. Bezeichnend für Walther ist weiterhin die Gewohnheit, innerhalb eines Gedichtes das Versmass wechseln zu lassen, und die Sucht nach allegorischen Deutungen. Besonderen Wert legt Strecker auf die Liste der zitierten, klassischen Autoren, aus der sich wenigstens negative Resultate gewinnen lassen. Selbst wenn innerhalb eines längeren Gedichtes die Art der Zitate sich

1)

Karl Strecker, Walther von Chatillon, Zeitschr. f. dtsch. Altertum 64, S. 97 ff. u. S. 161.

deutlich ändert, müssen wir die Strophen, in denen die gewohnten Zitate fehlen oder dem Dichter sonst fremde auftreten, als verfälschende Zusätze ansehen. Walther zitiert aus persönlicher Kenntnis Horaz, Juvenal, Ovid u.a.; andere gleichzeitige Dichter schöpfen aus Florilegien oder legen auch ein einzelnes klassisches Werk zugrunde. Da wir nur wenige Dichter dieser Zeit in ihrer Eigenart genau kennen, ist es schon ein Erfolg, wenn es gelingt, aus inhaltlichen und stilistischen Gründen Gruppen verschiedenen Charakters zu bilden und z.B. eine Anzahl von Gedichten der Schule Walthers von Chatillon zuzuschreiben.

Die mittelalterlichen Briefsammlungen sind für die Stilvergleichung aus zwei Gründen wichtig. Einmal stellen sie Mastersammlungen mit eingeflochtenen oder angefügten rhetorischen Vorschriften, Artes dictandi oder dictaminis, dar. Wie wichtig die Kenntnis der Lehren und festen Figuren der Rhetorik für das richtige Erfassen persönlicher, stilistischer Eigenart ist, die zum Teil an sie gebunden ist, zum Teil frei damit schalten kann, leuchtet wohl ohne weiteres ein. Doch soll später im Zusammenhang davon gesprochen werden. Andererseits werden durch die Briefsammlungen eine Fülle von Echtheits- und Verfasserfragen aufgeworfen, zu deren Lösung man auch den Stil der Briefe auf verschiedene Weise zu benützen versucht hat. Wattenbach handelt als erster von den Briefstellern des Mittelalters¹⁾, gibt eine Übersicht über die ihm bekannten Sammlungen und versucht für einige Charakter und Wert festzustellen, ob es sich um echte Aktenstücke oder um Stilübungen, die man nur mit grosser Vorsicht für die Erkenntnis historischer

1) W. Wattenbach, Über Briefsteller des Mittelalters *W. Archiv für österr. Gesch.* 14, 1855.

Tatsachen verwerten kann, handelt. Die paarweise Anordnung von Brief/ und Antwortschreiben, die durch den Gang der Kanzleigeschäfte nicht zu erklären ist, der Phrasenschwall, der den unklaren oder sachlich unmöglichen Inhalt überwuchert, und der Stilunterschied, der sich beim Vergleich mit bezeugten Briefen herausstellt, sind für Wattenbach Beweise, dass fingierte Briefe als Stilübungen vorliegen. Jaffé prüft für ihn drei umstrittene Briefe über die Verhandlungen Friedrich Barbarossas mit Papst Hadrian, die er als sachlich unmöglich erweist. Die Übereinstimmung aller dreier Briefe in einigen biblischen Wendungen, Konjunktionen und Partikeln, wie das häufige ecce, nonne, eingeschobenes inquam, iuxta illud, verrät, dass sie von demselben Verfasser herrühren, während angeblich ein Brief aus der kaiserlichen Kanzlei, einer aus der päpstlichen und einer von Erzbischof Hillin von Trier stammen sollte. Sie sind damit als Stilübungen erkannt.

Krabbo¹⁾ untersucht den Reinhardtsbrunner Briefkodex, der neben einer Fülle kulturhistorisch wichtiger, echter Briefe, in denen sich das Alltagsleben des Klosters spiegelt, neun grosse politische Briefe enthält, die zum Teil durch ihren unmöglichen Inhalt, durch paarweise Anordnung von Brief und Gegenbrief, Fehlen oder Unrichtigkeit von Titeln und Adressen, einem durch ciceronianische Wendungen und Reimprosa geschmückten Stil, wie er damals in der Kanzlei unmöglich war, als Stilübungen erwiesen sind.

Die Reimser Briefsammlung löst Karl Hampe²⁾ aus sachlichen und stilistischen Gründen in mehrere Gruppen auf. Eine Anzahl wird durch das Zusammenstehen von Brief

1) H. Krabbo, Der Reinhardtsbrunner Briefsteller aus dem 12. Jahrh. N.A. 32, 1907.

2) Karl Hampe, Die Reimser Briefsammlung N.A. 47, 1928.

und Antwort, naive Vorstellungen und stilistische Familienähnlichkeit, die sich z.B. in der häufigen Verstärkung eines Verbs durch *penitus* zeigt, als einheitliche Gruppe von Stilübungen charakterisiert, die vielleicht einen Schüler Thomas von Capuas zum Verfasser hat. Eine andere Gruppe wird durch den seltsamen Gebrauch des Partizip. Präsens zusammengehalten, das ohne Rücksicht auf den Casus an ganz entfernt stehende Substantiva oder Pronomina anknüpft.

Bei seiner Untersuchung der Wibaldsammlung geht Zatschek¹⁾ nach der Methode des Diktatvergleichs vor, stellt aus wenigen sicher bezeugten Briefen und Urkunden, wo er vor allem die Arengen berücksichtigt, seltenere Worte und Wendungen zusammen, die zusammen mit für Wibald bezeichnenden Gedankengänge auch in vielen anderen Stücken Wibalds Diktat erkennen lassen. Es ist nicht gelungen, auch das Diktat der Sekretäre Wibalds, die freilich sehr häufig wechselten, festzustellen. Methodisch führt Zatscheks sonst ergebnisreiche Arbeit nicht weiter, da er einfach die Arbeitsweise der Diplomatie übernimmt und unverändert auf Briefe anwendet.

Zu einer gründlichen Erforschung der mittelalterlichen Briefsammlungen kam Bernhard Schmeidler²⁾ ausgehend von dem Versuch, den Verfasser der *Vita Heinrichi IV.* zu bestimmen. Er hält private Briefhefte einzelner Kanzleibeamter oder politisch bedeutender Persönlichkeiten für die Grundlage vieler solcher Sammlungen, deren Einheitlichkeit sich zeigt in der chronologischen Anordnung, der ^{Diktat-} ~~die~~ Gleichheit eines grossen Teils der Stücke, und ihrer Beziehung auf eine Einheitgeben-

1) H. Zatschek, Wibald von Stablo M.Ö.I.G. Erg. Bd. 10, S. 237.

2) Bernhard Schmeidler, Über den wahren Verfasser der *Vita Heinrichi IV.* imp. Kehrfechtschrift: Papsttum und Kaisertum im Mittelalter 1926. Ders. Über Briefsammlungen des früheren Mittelalters in Deutschland und ihre kritische Verwertung. Arsbok der Vetenskaps-Societeten i Lund 1926.

de Persönlichkeit, für die sich ein widerspruchslloses Lebensbild rekonstruieren lässt. Der höchst konkrete Inhalt, die sorgfältige Stilisierung und in manchen Fällen unabhängige Überlieferung von Briefen der Sammlungen an anderer Stelle beweisen, dass es sich um echte, auch wirklich ausgefertigte Schreiben handelt. Wattenbachs Verdacht gegen paarweise auftretende Briefe teilt er nicht, sondern erklärt die Stilgleichheit und zusammenhängende Überlieferung von Brief- und Antwortschreiben dadurch, dass der Verfasser des ersten Briefes zugleich dessen Überbringer gewesen sei, die Antwort empfangen, den Gegenbrief aufgesetzt und stilisiert und dann zurückgebracht habe.

Auf die Tegernseer Briefsammlung Froumunds wurde Schmeidler durch die neue Ausgabe von Strecker aufmerksam gemacht. Nicht zufrieden mit den verstreuten Hinweisen Streckers auf Stilverwandtschaft einzelner Stücke in auffälligen Wendungen holt er die stilistische Einzeluntersuchung nach. Bevor er die einzelnen Briefe stilistisch durchgeht, stellt er nicht die sicher durch die Adressen bezeugten Stücke voran, um aus ihnen Froumunds Stil abzuleiten, sondern bringt aus dem ganzen ersten Teil des Codex ohne Rücksicht auf die Absender sein Material zusammen; es besteht aus häufig auftretenden Worten und Wendungen (wie *saepe saepius*, *die noctuque*, *idcirco* als Satzanfang, *celare non possumus quin* etc.) auffallenden Konstruktionen (statt *ad* mit dem Acc. des Gerundivums blosser Acc. des Gerundivums, *paenitere per-*

./.) Bernhard Schmeidler, Über die Tegernseer Briefsammlung (Froumund) N.A. 46, 1926. Ders. Kaiser Heinrich IV. und seine Helfer 1927. Ders. Bamberg, der Codex Udalrici und die deutsche Reichsverwaltung im 11. u. 12. Jhd. Zeitschr. f. bayr. Landesgesch. 2, 1929/30.

sönlich konstruiert) und Eigenheiten der Wortbildungen (Substantive auf - amen, - imen, - atrix, Deminutive auf - culus, Adverbien auf - tenus). Der Leser soll nach seinen Worten beim Zusammentreffen der Indizien schon sehr bald selber merken, wo Froumunds Diktat vorliegt und wo etwa nicht. Zur Bestätigung seiner Ansicht von der Diktateinheit des Codex holt er dann aus einzelnen Briefen die charakteristischen Wendungen heraus und leitet aus den so gesicherten Stücken den Lebenslauf Froumunds ab.

Um die königlichen Notare, deren Schreiben im Codex Udalrici, in der Hannoverschen Sammlung bei Sudendorf¹⁾, in der St. Emmeranersammlung bei Fez²⁾ und andererseits in Urkunden und politischen Schriftstücken vorliegen in ihrer stilistischen Eigenart und ihren Schicksalen näher zu erkennen, schafft er sich durch vollständige Verzettlung Lexika für die einzelnen Diktatoren. Erst durch die Verzettlung aller in Frage kommenden Stücke und noch einiger darüber hinaus treten nach Schmeidlers Ansicht eine Anzahl wirklich zuverlässiger, wenn auch zum Teil unscheinbarer Charakteristiker hervor, (wie utputa statt utpote, inibi statt ibidem u.ä.) deren Zusammentreffen allein einen sicheren Beweis liefert. Schmeidler macht Gundlach den Vorwurf, dass er sich zu sehr auf vereinzelte Merkmale verlassen habe, da einzelne auffallende Worte leicht Schule machen und wandern können. Ebenso wirft er ihm vor, dass er nicht genug mit exakten Parallelstellen, sondern mit Anklängen und verwandten Gedankengängen arbeite. Den grammatischen Redefiguren Gundlachs gegenüber habe er immer das Gefühl, als ob diese Dinge nichts bewiesen.

1) Sudendorf, Registrum merkwürdiger Urkunden.

2) Fez, Thes. snect. IV.

Um das Kennzeichen der Gundlachschen Redefigur der traductio unwirksam zu machen, versucht er diese traductio in Briefen und Urkunden Heinrichs IV. nachzuweisen; aber seine Beispiele zeigen, dass er das Wesentliche bei den einzelnen rhetorischen Figuren gar nicht erfasst hat. Er verlässt sich ganz auf eine Fülle als charakteristisch erkannter Worte und Wendungen und stellt für den Wortschatz der einzelnen Diktatoren alphabetische Listenauf, die in dieser Form eine Anhäufung allgemein gebräuchlicher und weniger seltenerer Worte darstellen, von denen man sich einzeln genommen keinen Nutzen für die Erkenntnis der stilistischen Eigenart eines Diktators versprechen kann, und die auch als Gesamtheit nicht das sehr starke und fast unwiderlegliche Argument darstellen, dass Identität der Verfasser beweist oder ausschliesst. Die Einzeluntersuchung läuft so, dass zuerst mit Hilfe der Überlieferung, inhaltlicher Verwandtschaft, Übereinstimmung längerer Abschnitte oder auch nur einzelner Sätze Gruppen gebildet werden, aus denen man dann durch Verzettlung die charakteristischen Worte und Wendungen gewinnen kann. Diese sind die Grundlage für die Untersuchung ferner stehender Stücke. Dazu kommt für den Mainzer Diktator ein ihm eigener Gebrauch von bestimmten Titeln, Anreden, Vulgataziten und als häufiger Gedanke die Betonung der discretio, für Gottschalk vor allem die schon von Gundlach betonte Marienverehrung und ebenfalls Titel und besondere Gedankengänge. Die Hildesheimer Briefsammlung wird zusammengehalten durch die deutliche Einwirkung von Ciceros Lilius De Amicitia. Für den Bamberger ist das Thema der regalis abundantia und die Betonung des Wertes der Erfahrung kennzeichnend. Der italienische Diktator Ogerius A ist leicht zu erkennen an den überaus häufig

eingestreuten Adverbien, Lieblingszitaten und langen staatstheoretischen und ethischen Ergüssen, die im Verhältnis zu dem sachlichen Inhalt einen viel zu breiten Raum einnehmen.

Die Vita Heinrichs IV. nun, das ist Schmiedlers Grundansicht, hat einen dieser Notare Heinrichs zum Verfasser. Die scheinbaren Irrtümer der Darstellung, die zuletzt F. Kullen bewogen haben, den Verfasser nicht in der hohen, eng mit dem politischen Leben verwachsenen Geistlichkeit zu suchen, sondern im niederen Klerus, der nachweislich auch über eine ausgezeichnete literarische Bildung verfügte, hält Schmiedler dagegen für raffinierte Entstellungen. Der Wortschatz weist seiner Ansicht nach entschieden auf den Mainzer Diktator, durch dessen Charakter und Lebensumstände auch inhaltliche Besonderheiten erklärt würden, z.B. die feindselige Haltung gegenüber den weltlichen Grossen, die in seinen Urkunden wiederkehrt. Schmiedler ist ausgegangen von den einzelnen Diktatoren, die er aus den Briefen und Urkunden heraus in ihrem persönlichen Stil und ihrem Leben zu erkennen versuchte. Dann identifiziert er aus drei Gründen den Mainzer Diktator mit dem Verfasser der Vita. Erstens werden Mainz und Speier allein gefühlsbetont in der Vita genannt, zweitens steht der grosse Brief Heinrichs IV. an König Philipp von Frankreich, Jaffé No. 129, der vom Mainzer geschrieben ist, in engster Beziehung zur Vita, und drittens, und das ist der Hauptgrund, stimmt der Wortschatz und Stil des Mainzers mit dem der Vita überein. Schmiedler hat freilich die Vita selbst nicht genauer analysiert. Ihren kunstvollen Stil in allen Einzelheiten zu verfolgen und genau kennen zu lernen, ist die wichtigste Vorbedingung für eine richtige Beurteilung der Ergebnisse Schmiedlers und seiner Methode. Beim Durcharbeiten der Briefe und vor

allen der Vita bin ich zu der festen Überzeugung gekommen, dass man diesem schmuckvollen, bewusst geformten Stil mit der Verzettelung des Wortschatzes allein niemals gerecht werden kann.

Zatschek hält in seiner Besprechung¹⁾ den Nachweis, dass die Vita das Werk des führenden Kanzleibeamten ist, für den wichtigsten Erfolg Schmiedlers; doch greift er seine stilkritische Methode lebhaft an, da er nicht nach den bewährten Grundsätzen der Diplomatik, sondern mit Wortstatistiken eines Philologen arbeite. Dieser Vorwurf ist zum Teile unberechtigt, denn Schmiedlers Wörterlisten sind im Grunde nichtsanderes als eine konsequente Weiterführung der Methode des Diktatvergleichs, der auch mit einzelnen Worten und Wendungen als unterscheidenden Merkmal arbeitet; und bei nicht-literarischen Quellen, Urkunden und einfach stilisierten Briefen wird der Wortschatz immer das wichtigste Hilfsmittel der Diktatbestimmung bleiben. Zum Teil aber macht Zatschek ihm etwas zum Vorwurf, was man vielmehr von der mittelalterlichen Stilkritik nachdrücklich fordern sollte, nämlich, dass sie von der klassischen Philologie und ihrer feiner ausgebildeten Stilkunde lernt.

Dass der mittellateinischen Philologie noch die notwendigsten Hilfsmittel fehlen, die für die klassischen Philologen selbstverständliches Handwerkszeug sind, ein zuverlässiges Lexikon und Einzellexika für bedeutende Schriftsteller, eine eingehende Grammatik, die auch die Entwicklung berücksichtigt, eine Stilkunde, die sich auf stilistischen Einzeluntersuchungen aufbaut, habe ich im Eingang schon betont. Ansätze dazu sind zwar vorhanden²⁾

1) H. Zatschek, Ein neues Buch über Kaiser Heinrich IV. M.G.I.G. 43, S.20, 1929.

2) Ludwig Traube, Vorlesungen und Abhandlungen 2: Einleitung in die lat. Philol. d. Mittelalters, München 1911.
Karl Strecker, Einführung in das Mittellatein 1929.
Ed. Paré, Les arts poétiques du XII^e et du XIII^e siècle, Paris 1924.
C.L. Baldwin, Mediaeval Rhetoric and Poetic, New York 1928.

Doch wird es noch sehr lange Zeit brauchen, bis wir für das Mittellatein nichts mehr von der jetzt so unbedingt überlegenen klassischen Philologie zu lernen haben. Aber auch für die Methode der Stilkritik an mittelalterlichen Quellen können wir uns den grössten Nutzen versprechen, wenn wir die in der klassischen Philologie bewährten Methoden stilkritischer Untersuchungen kennenlernen.

Als ein Musterbeispiel dafür, dass die sprachstatistische Methode zu sehr guten Ergebnissen führen kann, haben wir die Geschichte der Chronologie der platonischen Dialoge. Alle Versuche, aus dem Inhalt, aus der Entwicklung des philosophischen Systems, aus zeitlichen Anspielungen, aus Verweisungen auf andere Dialoge eine einleuchtende und allgemein anerkannte Reihenfolge aufzustellen, waren gescheitert. ~~74~~ Da gelang es Dittenberger¹⁾ in Platos Schriften, in denen man eine deutlich sichtbare Veränderung und Entwicklung des Stils mit Recht erwarten darf, da ihre Entstehungszeit 50 Jahre umfasst, zwei durch den Einschnitt der sizilischen Reise getrennte Gruppen zu bilden. Merkmale sind das Verschwinden der Partikel *μήν* und das plötzliche Auftauchen der Bejahungsformel *τί μήν*.

- ./.. Ganz kurze Abrisse der Grammatik in Textsammlungen wie H.F.V.Nunn: An Introduction to Ecclesiastical Latin; Cambridge, University Press 1922; und Charles H.Beeson: A Primer of Mediaeval Latin, Chicago 1925; Karl P.Harrington: Mediaeval Latin, Boston 1925; u.ä. Die Zeitschriften: Speculum, publ. quarterly by the Mediaeval Ac. of America 1926 ff; Archivum Latinitatis Medii Aevi (ALMA, Bulletin Du Cange) Paris 1925 ff; Studi mediaevali, Nuova ser. Torino 1928.
- 2) W.Dittenberger: Sprachliche Kriterien für die Chronologie der platonischen Dialoge. Hermes 16, S. 321 - 345. 1881.

die Beobachtung anderer Partikeln ($\acute{\omega}\sigma\tau\epsilon\rho$ und $\kappa\alpha\tau'\acute{\alpha}\nu\tau\epsilon\rho$) und Konjunktionen ($\acute{\epsilon}\omega\varsigma$ und $\mu\acute{\epsilon}\chi\rho\iota\sigma\tau\epsilon\rho$) stützt die aus den $\mu\acute{\eta}\nu$ -Verbindungen gewonnene Gruppeneinteilung. Zu einer ganz ähnlichen Gruppenbildung kommt Schanz¹⁾ dadurch, dass er die Konkurrenz zweier synonymen Wendungen beobachtet und verfolgt, wie allmählich $\acute{\omega}\varsigma \acute{\alpha}\lambda\eta\theta\acute{\epsilon}\alpha\varsigma$ durch $\acute{\alpha}\lambda\eta\theta\acute{\epsilon}\alpha\varsigma, \tau\acute{\omega} \acute{\omicron}\nu\tau\alpha$ durch $\acute{\omicron}\nu\tau\omega\varsigma$ abgelöst wird. Aber nicht nur mit statistischer Beobachtung des Sprachgebrauchs hat man versucht, die Entwicklung des platonischen Stils zu erfassen. Campbell²⁾ stellt einen Wandel von einfacher, anmutiger Darstellungsweise zu nachdrücklicher Umständlichkeit und rhetorischer Künstlichkeit fest und charakterisiert den Altersstil Platos durch bewusste Gliederung der Dialoge selbst, durch kunstvollen Bau der Perioden, invertierte Wortfolge, rhythmische Ausgewogenheit der Sätze, Vorliebe für ungebräuchliche, archaische oder den Tragikern entlehnte Worte, das Streben nach einer wissenschaftlichen Terminologie und schliesslich durch grammatische Besonderheiten. Diese Charakteristik ist so gründlich durchgeführt und einleuchtend, dass auch seine zeitliche Einteilung, die die Ergebnisse der Sprachstatistik teils verwertet, teils bestätigt, voll überzeugt.

Konstantin Ritter³⁾ stützt sich bei seiner Dreiteilung vor allem auf die vergleichende Beobachtung der Formeln für Frage und Antwort, die sich bei der Dialogform der Schriften Platos in reicher Anzahl der Untersuchung darbieten. Dann untersucht er das Verhältnis der

-
- 1) Martin Schanz: Zur Entwicklung des platonischen Stils. Hermes 21, S. 439, 1886.
 - 2) L. Campbell: The Sophistes and Politicus of Plato with .. notes, Oxford 1867 übers. von J. Colling: Zft. für Philos. u. philos. Kritik 111. L. Campbell: On Plato's use of language übers. von S. Mekler, abenda S. 222 ff.
 - 3) Konstantin Ritter: Untersuchungen über Plato, 1888; ders. Plato I, 1910, S. 223, ff. Ders. Neue Untersuchungen über Platon, München 1910.

Zahl der gesteigerten Adjektiv- und Arverbialformen zur Zahl der positiven und die Art der Steigerung. (Komparative und Superlative werden häufig durch *πολύ, μακρῶ, μύρῳ* verstärkt). Das Vorkommen einiger Partikeln wie *ἔνν, τὰνῶν, πότερον, πότερα* liegt er statistisch fest und schliesst aus dem gleichen Verhältnis ihrer Häufigkeit im Philebus und den Leges I - IV die Gleichzeitigkeit dieser beiden Werke. Die Schwerfälligkeit des späten Stils zeigt sich in Umschreibungen einfacher verba finita durch ein Partizip mit einem Hilfsverb oder in der Verstärkung eines Wortes durch ein zweites gleichbedeutendes wie *οὐδ' αὖ μὴ οὐδ' αὖτως, πάντῃ πάντως, κάλλιστος καὶ ἄριστος* und erklärt sich durch das Streben nach Nachdrücklichkeit. Durch seine Forschungen kam Ritter zu denselben Ergebnissen wie Campbell, Schanz und Dittenberger.

In seinen Neuen Untersuchungen über Platon¹⁾ stellt Ritter Axiome der Sprachstatistik auf, die beachtet zu werden verdienen. Man muss sich erst ohne Voreingenommenheit für ein bestimmtes Kriterium in die Texte einlesen und dann aus ihrer Vergleichung den brauchbaren Masstab zu finden suchen. Man kann wohl eine bestimmte Partikel als Leitfossil benützen, doch ist die Vergleichung von Worten, die keine sachliche Beziehung zueinander haben, methodisch schlecht. Man muss vielmehr alle Formen des Ausdrucks, die füreinander stellvertretend gebraucht werden, verfolgen und darf bei der statistischen Verarbeitung das Verhältnis von Anwendungsgelegenheit zur wirklichen Anwendung nie ausser Acht lassen. Da es nun gelungen ist, im platonischen Stil verschiedene Perioden zu erkennen und deutlich zu charakterisieren, haben wir ein neues Kriterium für die Unechtheit einer untergeschoenen Schrift gewonnen, nämlich die Unver-

1) Neue Untersuchungen über Platon, S. 195, ff.

einbarkeit der einerseits durch den Stil und anderseits durch den Inhalt gekennzeichneten Schaffensperioden und zweitens das Durcheinander von Merkmalen, verschiedener Sprachstufen, die zuerst fast den Eindruck eines Übergangstiles erwecken.

Noch ein anderes Problem aus dem Gebiete der klassischen Philologie, das mit Hilfe stilistischer Untersuchung gelöst worden ist, möchte ich als Beispiel anführen, weil es eine hübsche Parallele zu der Fragestellung Schneidlers, wenn auch nicht zu seiner Methode, darstellt. Auch hier liefert der Stilvergleich von Briefen mit einer literarischen Quelle den Beweis für die Identität der Verfasser. Es ist Wölfflins Nachweis, dass Asinius Pollio der Verfasser des *Bellum Africanum*, der Fortsetzung von Cäsars *Commentarii*, ist.¹⁾ Die Annahme, dass es von Hirtius, der *de bello Gallico* VIII geschrieben hat, herstamme, wird schon durch den Wortschatz unmöglich gemacht. Nun sind drei Briefe des Asinius an Cicero erhalten, und ausserdem kennen wir das Urteil der Zeitgenossen über seinen Stil, den sie archaisierend und holprig nennen. Die Briefe und das *Bellum Africanum* zeigen auffallende Übereinstimmung in Wendungen, die dem Gebrauch von Cicero und Caesar widersprechen und archaischer und poetischer Natur sind. Wir wissen, dass Asinius Pollio die Dichter Pacuvius und Accius studiert und auch selbst gedichtet hat. Die holprige Komposition ist leicht nachzuweisen in zweigliedrigen Asyndeta, die sonst ungebrauchlich sind, in häufiger *constructio ad sensum*, Anakoluthen und willkürlicher Handhabung des Ablativus absolutus. Aus all diesen Gründen hat Wölfflin mit Recht geschlossen, dass kein anderer als Asinius Pollio der Verfasser des *Bellum Africanum* ist.

1) E. Wölfflin, C. Asinius Pollio *de bello Africo*. Sitzungsberichte der kgl. bayr. Akad. d. Wiss. Philos. philol. Klasse 1889.

Auf die vielen stilistischen Einzeluntersuchungen, ~~aus~~ die für fast alle lateinischen Autoren durchgeführt worden sind, näher einzugehen, verbietet sich von selbst. Es soll aber darauf hingewiesen werden, dass auch für das Spätlatein, das Kirchenlatein und das Mittellatein schon eine Reihe solcher Arbeiten vorliegen. Aus der Schule von Bonn haben wir eine Anzahl von Greifswalder Dissertationen, die z.B. die Sprache Einhard's, die Latinität Widukinds von Korvey oder die in Brunos Liber de bello Saxonico behandeln.¹⁾ Sie alle beobachten genau die Wortbildung und Syntax ihrer Autoren und weisen ihnen dann in einer ganz kurzen Schlussbemerkung je nach der Reinheit ihres Lateins einen Platz in der Entwicklung an, die allmählich aus dem Tiefstand des Merowinger-Lateins wieder herausführt, bis im 12. Jahrhundert eine klassische Reinheit und Kunst der Sprache erreicht wird. Doch wird nirgends der sichere Boden der Grammatik verlassen, und die Fragen des künstlerischen Stils bleiben unberührt. Mehr Gewicht auf die Elemente des Stils legt Elss in seiner Arbeit über Venantius Fortunatus.²⁾ Die Anregung zu diesen Untersuchungen gab wohl letzten Endes das Werk von Max Bonnet über das Latein Gregors von Tours³⁾. In ähnlicher Weise untersucht das kürzlich erschienene, sehr gründliche Buch von Jeanne Vielliard die Sprache der Merowingerdiplome⁴⁾. Wölfflin hat in Archiv für lateinische Lexikographie eine Reihe von spätlateinischen Schriftstellern und ihre Latinitäten behandelt.⁵⁾ Für das Kirchenlatein liefert

- 1) Arno Schmidt, Die Sprache Einhard's Diss. Greifswald 1904. Max Herrmann, Die Latinität Widukind's von Korvey, Diss. Greifsw. 1907. Wilhelm Stanjek Die Latinität in Brunos Liber de bello Saxonico, Diss. Greifswald 1907.
- 2) H. Elss Untersuchungen über den Stil und die Sprache des Venantius Fortunatus Diss. Heidelberg 1907.
- 3) Max Bonnet: Le latin de Grégoire de Tours, Paris 1890.
- 4) Jeanne Vielliard: Le latin des Diplômes Royaux et Chartes privées de l'Epoque Mérovingienne. Paris 1927.
- 5) Archiv f. lat. Lexikogr. IV, S. 259; VII, S. 467; IX S. 493; X, S. 533; XI, S. 361.

seit einiger Zeit die Catholic University of America wertvolle Einzeluntersuchungen, die ein reiches Material aus Wortbildung und Syntax zusammentragen, doch ohne es immer für die Eingliederung der untersuchten Werke in den literarhistorischen Zusammenhang auszuwerten¹⁾. Aus der Zeit der Blüte des Mittellateins ist mir aber noch keine Arbeit bekannt, die ausser der Grammatik die eigentliche Stilkunst berücksichtigt.

berhaupt haben die Mittel zum Schmuck der Rede und die Kunst des *P e r i o d e n b a u e s* bis jetzt eine viel zu geringe Rolle in den stilistischen Untersuchungen mittelalterlicher Texte gespielt. Doch ehe ich darauf eingehe, warum das ein Mangel ist, und auf welchem Wege man diesem Mangel abhelfen könnte, ist es notwendig, in einem kurzen, systematischen Überblick die bisher geübten Methoden stilkritischer Untersuchung zusammenzustellen, und zwar sollen zuerst die von der klassischen Philologie angewandten und dann parallel dazu die an mittellateinischen Texten erprobten kurz zusammengefasst werden.

Systematische Übersicht über die bisher geübten stilkritischen Methoden.

In den Untersuchungen über den platonischen Altersstil spielt der *W o r t s c h a t z* natürlich eine grosse Rolle, mit archaischen oder poetischen, den Tragikern entlehnten Worten und dem Streben nach neuen philosophischen *termini technici*. Ganz ähnlich sind archaische und poetische Wendungen wichtige Kennzeichen für den Stil des Asinius Pollio. Besonders erfolgreich war die statistische Beobachtung von ganz

1) Catholic University of America, Patristic Studies, Washington. X, 1926. Sister Mary Finbarr Barry: The Vocabulary of the moralascetical works of St. Ambrose. XI. 1927: Sister Mary R. Arts: The Syntax of the Confessio

unscheinbaren Worten, Partikeln, Konjunktionen, Formeln für Frage und Antwort, wobei es vor allem darauf ankam, synonyme Wendungen in ihrer Konkurrenz zu verfolgen.

Ritter versucht aus dem Verhältnis der Zahl der gesteigerten Adjektive~~x~~ zu der der positiven Schlüsse zu ziehen.

In das Gebiet der *Grammatik* gehören andere Merkmale des platonischen Altersstils z.B. die Vorliebe für jonische Dativformen und die strenge Vermeidung des Hiatus. Die Umschreibung des einfachen Verbs durch ein Partizip mit Hilfsverb weist schon mehr auf eine rein stilistische Eigentümlichkeit des alten Plato hin, die Nachlässigkeit und Umständlichkeit des Ausdrucks, die sich auch in Pleonasmen, der Verstärkung eines Wortes durch ein zweites gleichbedeutendes, der Verstärkung der Komparative und Superlative durch *πολύ, μακρῶ* u. Ähnliches äußert.

Den sorgfältigen *Bau* der *Perioden* in den späteren Dialogen hat Campbell mit Recht für ein wichtiges Merkmal gehalten. Die Worte und einzelnen Satzglieder sind sorgfältig ins Gleichgewicht gebracht, und dadurch oder auch durch invertierte Wortfolge wird rhythmischer Wohlklang erreicht. Die Abfolge betonter und unbetonter Worte, langer und kurzer Silben ist bewusst mit Rücksicht auf Wohlklang geregelt. Dagegen zeigt sich der von den Zeitgenossen als holprig getadelte Stil des Asinius Pollio deutlich in seinem Satzbau, wo sich Anakoluthe, willkürlich gebildete Ablativi absoluti, zweigliedrige Asyndeta, die von guten Stilisten gemieden werden, und die *constructio ad sensum* häufig finden.

./..of St. Augustine; Sister Agnes Clare Way: The Language and Style of the Letters of St. Basil. XII 1927; Sister Miriam Annunciata Adams: The Latinity of the Letters of St. Ambrose. etc.

Da die mittellateinische Stilkritik vom diplomatischen Diktatvergleich herkommt, ist es verständlich, dass zunächst fast ausschliesslich der *W o r t s c h a t z* beachtet wird. Die *S p r a c h - s t a t i s t i k* die in der klassischen Philologie zu so schönen Erfolgen geführt hat, ist allerdings kaum angewandt worden. Steinacker¹⁾ versucht betont nachdrücklich ihre Wichtigkeit und versucht, sie für seine Untersuchung der Acta Murensia nutzbar zu machen, indem er das Vorkommen der Pronomina *is, hic, ille, ipse, iste* zahlenmässig untereinander und im Verhältnis zur Gesamtanwendung vergleicht. Edel stellt einen zahlenmässigen Vergleich des Gebrauchs von *adversus* als Präposition oder als Adverb in rein lokaler oder übertragener Bedeutung an.²⁾ Auf Partikeln und unscheinbare Wörtchen (*nonne, ecce, eingeschobenes inquam*) stützt Jaffé³⁾ seinen Beweis der Stileinheit der Hillinschen Briefe. Schneidler⁴⁾ legt grossen Wert auf solche unscheinbaren Charakteristika wie *utputa* statt *utpote*, *inibi* statt *ibidem*. *Ibi* in der Bedeutung von *ibi*, *huc* und *illuc* stellt Manitius im ersten Teil der Ann.Laur. zahlenmässig fest.

Manchmal erlaubt der Charakter der Worte selbst schon einen Schluss auf die Entstehungszeit oder den Verfasser wie die je nach dem heimischen Dialekt gefärbten Namen, die romanischen Worte der Ann.Laur. und typisch mittelalterliche Worte wie *gehenna* an Stelle des *tartarus* der Humanisten im Ligurinus. Technische Ausdrücke der Gerichts- und Urkundensprache verraten den geschulten Kanzleibeamten. Am häufigsten jedoch stützt sich die Be-

1) H. Steinacker; Die ältesten Geschichtsquellen des habsburgischen Hausklosters Muri, Zschr. f. Gesch. des Oberrheins, N.F. 23, S. 419. 1908.

2) Forschungen zur Deutsch. Gesch. 26, S. 554

3) Jaffé bei Wattenbach, Arch. f. österr. Gesch. 14, S. 61

4) Schneidler, Kaiser Heinrich IV. u. s. Helfer, S. 46/47.

weisführung auf einfache Beobachtung des W o r t -
v o r r a t s. Lieblingswörter und Wendungen und
charakteristische Wortverbindungen werden in Listen
zusammengestellt, und nach ihrem Vorkommen oder Fehlen
richtet sich die Zuweisung an einen bestimmten Ver-
fasser. Bisweilen wird auch eine allgemeinere Charak-
terisierung des Wortschatzes versucht. Gundlach fällt
an seinem Diktator Gottschalk eine gewisse Armut an
Ausdrücken auf, die zur Wiederholung ähnlicher Wendungen
zur Darstellung ähnlicher Ereignisse führt; Monitius
stellt bei Einhard die Neigung, alle Verhältnisse zu
antikisieren, fest. Diese zeigt sich auch in seinen
deutlichen Bestreben, für alle geographischen Namen
Bezeichnungen zu finden, die bei den antiken Autoren
üblich waren. Ausserdem vermeidet er sorgfältig, sich
im Ausdruck zu wiederholen. Daher ist für seinen Stil
nicht eine grosse Anzahl wörtlich gleicher Wendungen
bezeichnend, sondern vielmehr die Kunst ähnliche Wen-
dungen immer wieder geschickt zu variieren. Zum all-
gemeinen Charakter des Wortschatzes gehören auch ge-
wisse s t e h e n d e R e d e w e n d u n g e n ,
B i l d e r , V e r g l e i c h e u n d z u F o r -
m e l n e r s t a r r t e G e d a n k e n g ä n g e ,
die wir zum Teil auf die viel-gelesenen mittelalterlichen
Spruchsammlungen zurückführen können. In den Arengen
der Urkunden und den einleitenden Sätzen der Briefe zeigt
sich deutlich die Vorliebe einzelner Diktatoren für
bestimmte immer wiederkehrende Gedankengänge, die trotz
ihrer Formelhaftigkeit durch die Wahl des Themas einen
gewissen Schluss auf die persönliche Eigenart des
Verfassers erlauben. So rühmt der Bamberger Diktator
Schneidlers die regalis abundantia und den Wert der
experientia, so betont der Mainzer Diktator die Wichtig-

keit der discretio. Ebenso werden für Gundlachs Gottschalk und Wibald von Stablo bezeichnende Gedankengänge angeführt. In den Gedichten Walthers von Chatillon kehren dieselben Gedanken und Bilder ständig wieder, und ausserdem wird seine Ausdrucksweise durch die Sucht, allegorische Deutungen einzuflechten, wesentlich bestimmt. Im *Ligurinus* sind es biblische und andere Bilder, die alle durchaus keine humanistische Gelehrsamkeit verraten, und die vielen naiven, etymologischen versuche, die die Echtheit des Gedichtes beweisen helfen.

Besondere Beachtung verdient in Urkunden und Briefen die Formulierung der *T i t e l* u n d *A n - r e d e n*. Zuletzt hat noch Zatschek darauf hingewiesen,¹⁾ dass die genauere Untersuchung der für geistliche und weltliche Würdenträger üblichen Anreden noch durchgeführt werden muss und sicheren Erfolg verspricht. Die Titel im *Carmen de bello Saxonico* haben Fannenberg und auch Gundlach schon beobachtet, der aus ihrem urkundemässigen Charakter schliesst, dass der Verfasser Mitglied der Kanzlei gewesen sein muss. Unrichtige und unmögliche Titel und Adressen kennzeichnen die Briefe der Reinhardtsbrunner Sammlung als Stilübungen. Auch Schmiedler zieht bei seinen Diktaturuntersuchungen Titel und Anreden heran. In den *Ann. Laur. Majores* spricht auch der Wechsel in den Titeln des Königs, des Papstes und seiner Legaten für einen Einschnitt im Jahre 796.

Neben den Wortschatz wird die Art der *W o r t - b i l d u n g* wichtig, wenn es sich um die Frage handelt ob ein echtes, mittelalterliches Werk vorliegt oder eine humanistische Fälschung, denn die mittelalterliche Wortbildung hat typische Eigenheiten, wie sie z.B. im *Ligurinus* und in den Briefen und Gedichten Froumunds nachge-

1) M.I.O.G. 43, S. 42.

wiesen sind.

Die G r a m m a t i k kann wertvolle Merkmale liefern durch auffallende Abweichungen von klassischer Korrektheit und die Höhe der grammatischen Reinheit im allgemeinen. Für die Gruppenbildung der *Ann. Laur.* ist auch die verschiedene Reinheit der Sprache von Einfluss. In der zweiten Gruppe verschwinden fehlerhafte Konstruktionen wie *dico*, *audio quod*. Vor 796 werden Verben wie *promittere*, *suadere*, *studere* mit dem Gerundivum verbunden. In Einhard's Sprache ist ein wesentlicher Fortschritt festzustellen, z.B. konstruiert er *videri*, *putari*, *iuberi* und ähnliche richtig mit dem Nominativ mit Infinitiv. Im *Ligurinus* ist der ungenaue Gebrauch der Tempora und die Verwechslung der Pronomina typisch mittelalterlich. Für eine Gruppe der Reimser Briefsammlung ist ein merkwürdiger Gebrauch des Partizip Präsens bezeichnend, das ohne Rücksicht auf den Kasus an ein ganz entfernt stehendes Substantiv oder Pronomen angeknüpft wird: *de vobis semper audire delector*, *praecipue volentes*, *quod nobis praeciatis* Bei Froumund fällt auf, dass er statt *ad* mit dem Acc. des Gerundivums den blossen Acc. des Gerundivums setzt. Die grosse Zahl der Gerundivformen, die sich gleichmässig häufig in den ganzen *Quedlinburger Annalen* finden, spricht nach Holtzmann für ihre Einheitlichkeit.

Im S a t z b a u wirken grammatische und reine stilistische Elemente zusammen. Der sehr primitive Satzbau im ersten Teil der *Ann. Laur.* mit falsch oder gar nicht verknüpften Partizipien, mit seiner unbeholfenen Häufung von Partizipien des Präsens und seinem Mangel an Nebensätzen hat ihren Grund ganz einfach in

der fehlenden, grammatischen Bildung des Verfassers. In den späteren Teilen aber zeigt sich bewusstes Streben nach stilistischer Eleganz, dem ein Reichtum an Konjunktionen und verschiedenen Partizipialkonstruktionen zur Verfügung steht. Dünzelmann begründet seine Gruppeneinteilung fast ausschliesslich mit den Veränderungen im *P e r i o d e n b a u*, z.B. folgen auf die einfachen, aber geschickten Perioden der 5. Gruppe die umständlicheren der sechsten, wo grössere Einschaltungen zwischen Attribut und Substantiv die Übersichtlichkeit stark beeinträchtigen. Einhard hat dann als erster neue Möglichkeiten der Satzgliederung durch korrespondierende Partikeln wie *cum - tum, tam - quam, potius - quam* u.ä., durch relativische Anknüpfung und neue Konjunktionen wie *pro eo quod, simul cum*. Seinen Perioden merkt man deutlich an, dass er sich an Ciceros Kunst des Periodenbaues geschult hat, und diesem Vorbild nacheifert. Das Abweichen von der gewöhnlichen Wortstellung hat wohl stets nur stilistische Gründe, ausser wenn man, wie in den *Ann. Laur.*, die Voranstellung des Verbs mit Dünzelmann als Germanismus erklären kann. Die ziemlich gekünstelte Wortstellung, Vorwegnahme abhängiger Genitive und Appositionen, Trennung von zusammengehörigem Adjektiv und Substantiv, Einschachtelung des Subjekts oder des Prädikats in der Objekt oder einen anderen Satzteil, einer Partizipialkonstruktion in einer anderen und komplizierte Schachtelsätze sind die in die Augen fallenden Kennzeichen des Stils der Quedlinburger Annalen.

Der *S a t z r h y t h m u s* und die *r h y t h m i s c h e n S a t z s c h l ü s s e*, auf die die antiken Rhetoren solches Gewicht legten und die mit der Abänderung, dass der Rhythmus nicht mehr auf der bestimmten Abfolge langer und kurzer, sondern betonter und

unbetonter Sileben beruht, in den Schriftstücken der päpstlichen Kanzlei des 12. und 13. Jahrhunderts eine grosse Rolle spielen, sind bis jetzt bei der Untersuchung mittellateinischer Texte gänzlich ausser Acht gelassen worden. Anders steht es mit der R e i m- p r o s a. Holder-Egger lehnt Lambert von Hersfeld als Verfasser des Carmen de bello Saxonico ab, da der an klassischen Autoren gebildete Lambert Reimprosa streng vermeidet, die aber im Carmen häufig vorkommt. Dass sich Reimprosa durch die ganzen Quedlinburger Annalen hindurchzieht, ist für Holtzmann ein neuer Beweis für die Stileinheitlichkeit. Im Reinhardtsbrunner Briefsteller stempelt die in echten Briefen der Zeit unmögliche Reimprosa einige Stücke zu Fiktionen.

Bei metrischen Gedichten gehört auch das V e r s m a s s zu den stilkritischen Merkmalen. Die leoninisch gereimten Verse mit Mittel- und Endreim unter den glatten Hexametern des Ligurinus sind ein gewichtiger Gegengrund gegen die Annahme, dass sie eine humanistische Fälschung sei. Für Walther von Chatillon ist bezeichnend, dass er innerhalb eines Gedichtes gern das Versmass wechseln lässt.

Wenn man die jüngsten stilkritischen Untersuchungen auf ihre Methode hin betrachtet, so gewinnt man den Eindruck, als hätten im Mittellatein T r o p e n und r h e t o r i s c h e F i g u r e n überhaupt keine Bedeutung gehabt, und als verdienten sie auch keine Beachtung als Stilelemente. Dieser Eindruck ist aber unbedingt falsch, denn in den uns überlieferten rhetorischen Lehrschriften, von denen ich später noch sprechen will, nehmen die Stilfiguren einen grossen Raum ein, und beim aufmerksamen Durchlesen einer in gepflegtem Mittellatein geschriebenen Schrift kommt es uns klar zum Bewusstsein, dass eine grosse Anzahl von Redefiguren mit

voller Absicht auf Wirkung zum Schmuck der Rede eingeflochten sind. Ein Musterbeispiel dafür ist die Sprache der Vita Heinrich IV. Um ihre Eleganz stilkritisch zu erfassen und zu definieren, haben wir im historischen Seminar in Innsbruck unter Leitung von Prof. Steinacker ganz unbeeinflusst durch Kenntnis früherer Untersuchungen neben Wortschatz und klassischen Vorbildern die von der klassischen Philologie her bekannten rhetorischen Figuren zu wichtigen Kennzeichen des Stils gemacht. Diese Begrenzung der jüngeren Stilkritik auf die mehr diplomatischen Merkmale ist eigentlich ein Rückschritt, denn in den älteren stilkritischen Untersuchungen kommen auch diese Stilmittel zu ihrem Recht. Im Ligurinus haben wir nach Panneborg häufig Alliteration. Auf die rhetorische Belebung der Sprache durch Fragen, Anreden, und Ausrufe im Carmen de bello Saxonico weisen Edel und Gundlach hin. Gundlach charakterisiert den Stil seines Diktators Gottschalk ausserdem noch durch Antithesen, Anaphern, Gleichklang der Satzschlüsse und die sogenannte Gundlachsche Redefigur, nämlich die mehrfache Wiederholung desselben Wortes oder Wortstammes in nicht zu langen Zwischenräumen, die dem klassischen Polypoton entspricht und als *tractio* in einer Rhetorik des 12. Jahrhunderts¹⁾ behandelt wird. Dabei ist für ihn nicht das Vorkommen an sich, sondern die Häufigkeit entscheidend. Holder-Egger spricht bei Lambert ganz allgemein von massvoll angewandten, rhetorisch gekünstelten Formen, Holtzmann macht auf die durch rhetorische Figuren in die Höhe getriebene Ausdrucksweise der Quedlinburger Annalen aufmerksam, für die vor allem die Verstärkung durch parallele Wendungen bezeichnend ist.

In allen Stiluntersuchungen literarischer, mittel-lateinischer Texte wird die Abhängigkeit der mittelalterli-

1) Siehe unten S. 44.

chen Schriftsteller und Briefschreiber von sprachlichen Vorbildern, der Vulgate und in Schriften der Kirchenväter einerseits, den antik-heidnischen Autoren andererseits richtig eingeschätzt, und oft wird der Versuch gemacht, die Musterstellen genauer zu bestimmen und in der besonders starken Abhängigkeit von ganz bestimmten Vorbildern ein neues Merkmal für den Stil zu gewinnen. Da sich in den Werken Lamberts von Hersfeld und im Carmen de bello Saxonico dieselbe Abhängigkeit von Vergil, Sallust und der Vulgata findet schliesst Pannenborg, ausserdem gestützt auf Ähnlichkeiten im Wortschatz, auf Identität der Verfasser. Die Beweiskraft solcher Abhängigkeiten wird natürlich geschwächt oder aufgehoben, wenn dieselben Vorbilder einen gleich starken Einfluss auf die ganze Zeit oder auch nur eine bestimmte Schule ausüben, wie das gerade für die Vulgata und Vergil zutrifft. Grössere Sicherheit gewinnt man, wenn man durch eine möglichst genaue Liste aller Musterstellen sich ein deutliches Bild davon verschafft, aus wieviel und welchen Quellen der Verfasser bei der Bildung und Feilung seiner Sprache geschöpft hat. Solche genauen Listen über die Benutzung klassischer Autoren haben wir für die Schriften Einhards von Manitius; Einzeluntersuchungen über den Einfluss einzelner Autoren von Gundlach, der die Abhängigkeit Gottschlaks von der Vulgata und den Spruchsammlungen feststellt und in einem besonderen Aufsatz die Einwirkung der Vulgata und des Sulpicius Severus auf die Vita Heinrici behandelt. Holder-Egger führt die fingierten Reden und in häufigen historischen Infinitiv bei Lambert auf bewusste Nachahmung Sallusts zurück.

Neben der Tatsache des Zitierens ist aber auch die Art zu zitieren von entscheidender Bedeutung. Schon Pannenberg hält die in gleicher Weise abgeänderten Zitate für besonders beweiskräftig. Einhard benutzt nach Dorr seine Vorbilder mit grösser Selbständigkeit und Geschmack indem er sich kaum wiederholt selten längere wörtliche Zitate bringt, oft Zitate aus ~~verschiedenen~~ verschiedenen Quellen geschickt kombiniert und für die verschiedenen Sachgebiete die jeweils zuständigen Autoren heranzieht. Strecker glaubt mit Hilfe der Liste der zitierten Autoren wenigstens zu sicheren negativen Resultaten zu kommen, und nimmt sogar fremden Zusatz an, wenn innerhalb eines Gedichtes in einer angefügten Strophe aus der Stileinheit herausfallende Zitate auftreten. Wichtig ist dabei, festzustellen, ob die Zitate auf eigener Kenntnis der Autoren beruhen oder aus Florilegien stammen.

Für die eifrige Nachahmung antiker Autoren, die sich bis jetzt deutlich genug aus den Texten selbst ergab, haben wir noch ein beredtes Zeugnis in den Vorschriften des Lehrers der Stilkunst vom Monte Kasino vom Ende des 11. Jahrhunderts. Willard, der die Ausgabe der Flores Rhetorici Alberichs vorbereitet, teilt schon mit, dass dieser alle seine grammatischen und rhetorischen Regeln mit Beispielen aus antiken Autoren belegt, die eine gründliche Kenntnis der klassischen Literatur verraten. Bei seinen Schülern dringt er auf fleissige eigene Lektüre, die immer neue Beispiele eleganten Ausdrucks liefern soll. Alle Schüler der berühmten Schule von Monte Kasino zeichnen sich durch ihr lebhaftes Interesse für die klassische Literatur aus. Eine ähnliche Rolle werden die auctores an den deutschen Schulen gespielt haben.

Dieser Überblick zeigt uns eine Fülle von schon erprobten Möglichkeiten stilkritischer Untersuchung, sodass es umso auffälliger erscheint, dass die letzten Arbeiten von Schmeidler, Zatschek und ^{die} Erdmann/sich auf Stilkritik aufbauen oder sie mitheranziehen, sich fast ganz auf die Beobachtung und Verzettelung des Wortschatzes, wie sie dem diplomatischen Diktatvergleich entspricht, beschränkt haben. Erdmann ist sich zwar vollkommen bewusst, dass die Methode des Diktatvergleichs nur für Urkunden zuverlässig ist,¹⁾ doch verzichtet er darauf, methodisch neue Wege zu suchen und arbeitet mit der entsprechenden Vorsicht und Zurückhaltung mit der von Schmeidler geübten Methode weiter. Er betont den wesentlichen Unterschied von Diplomen und Briefen, deren literarischer Charakter bei der diplomatischen Methode zu sehr vernachlässigt wird, und erhofft von dem Fortschritt in der Kenntnis der Ars dictandi eine neue zuverlässige Methode für Stilkritik für literarische Quellen. In seiner Ansicht fand ich erfreut eine Bestätigung der Gedankengänge, die zu dieser Arbeit geführt haben.

Um den mittellateinischen Stil in seinen wesentlichen Merkmalen zu erfassen, muss man auf die mittelalterlichen Theorien vom eleganten Stil zurückgehen und sich von dort die Maßstäbe der Beurteilung holen. Dafür, dass die mittelalterlichen Schriftsteller sich eifrig um Kenntnis und genaue Befolgung der rhetorischen Vorschriften bemühten, möchte ich nur zwei Beispiele anführen. Ernst Dümmler fand in der Wiener

1) Karl Erdmann, Die Briefe Meinhards von Bamberg, Neues Archiv 49, 2 S. 338.

Hofbibliothek eine Schrift Udalrichs von Bamberg, die nur aus Auszügen aus rhetorischen Schriften Ciceros, Quintilians und des Martianus Capella besteht¹⁾. Ausserdem ist uns ein Brief des Guido von Bazoches überliefert,²⁾ in dem er einem Freund eine sorgfältig stilisierte, gerichtliche Rede, die er nicht hat halten können, die aber als Kunstprodukt den Freunden nicht vorenthalten werden soll, mitteilt. Sie ist eine förmliche Muster-sammlung für alle rhetorischen Figuren, die in den Artes dictandi vorkommen.

Für eine Darstellung der im Mittelalter geltenden rhetorischen Theorien fehlen zum Teile noch die Grundlagen, nämlich gute Editionen. Auch ist noch wenig untersucht, in welchem Grad sie von der antiken Theorie bei Cicero und Quintilian, die durch die überall gelesenen Lehrbücher des Martianus Capella, des Donat und Priscian dem Mittelalter überliefert wurden, abhängig ist. Doch will ich versuchen, an ein paar Beispielen die zwei Haupttypen dieser Rhetorik-Lehrbücher zu schildern, und ihre wichtigsten Grundsätze und Vorschriften darzustellen, damit wir sie dann für die Stiluntersuchung verwerten können.

Eine Gruppe von Lehrschriften behandelt in engster Anlehnung an die antike Theorie die Tropen und Redefiguren, die schemata verborum. So ist Alcuins Schrift De Rhetorica³⁾ ohne Kenntnis des Auctor ad Herennium kaum verständlich. Ebenso ist die Abhandlung, die Magister Onulf von Speier in der Mitte des 11. Jahrhunderts einem jüngeren Freund auf seine Bitte schickt,⁴⁾ eine Bearbeitung des Auctor ad Herennium IV. 13 - 29. Er zählt 26

1) Ernst Dümmler Zu Udalrich von Bamberg N.A. 19.

2) N.A. 16, S. 90 ff.

3) Gedr. bei Halm: Rhetores Lat. min. p. 525-550.

4) Wattenbach, Magister Onulf von Speier, Sitzungsber. der preuss. Akad. d. Wiss. Berlin, 1894.

Redefiguren auf und erläutert sie an Beispielen, die in der Form einer Ermahnungsregel an den jungen Freund einem einheitlichen Zusammenhang eingefügt sind.

(1) Repetitio, (2) Conversio und (3) Complexio entsprechen der Anapher, Epiphora und Sympleke der antiken Theorie¹⁾. (disce pium officium, disce exercitium; vana cavere, nociva cavere, profana cavere; amorem Dei ... Complectere, amorem proximi ... complectere, amorem omnium virtutum complectere).

(4) Auf die Träductio, die die Gundlachsche Redefigur auch in der Theorie nachweist, legt Wattenbach besonderen Wert. Onulf definiert sie: quae cum idem verbum saepius in eadem significatione seu in diversis dispersim ponitur, orationem multo concinniores reddere videtur, und bringt als Beispiel unter anderem zwei Hexameter mit dem beliebten Wortspiel mundus - immundus qui nihil immundo magis dulce tenet sibi mundo ut sit mundus ab his quae sunt mundi grave credit.

Unter der Figur der Contentio⁽⁵⁾ versteht er die Antithese;

Exclamatio⁽⁶⁾ und Interrogatio⁽⁷⁾ sind von sich aus verständlich.

Die Ratiocinatio⁽⁸⁾ ist die Figur "per quam ipsi a nobis rationem poscimus uniuscuiusque propositionis explanationem" mit Hilfe von eingeflochtenen Fragen wie quid ita? cur ita? cur precor haec? etc. Sie entspricht der klassischen Percontatio oder Subiectio.

Die Figur der Sententia⁽⁹⁾ flicht allgemeine Lebensweisheiten und Sprichwörter ein.

Articulus⁽¹⁰⁾ ist die Bezeichnung für das Asyndeton,

(11) Similiter cadens und Similiter desinens (12) für

Homoiototon und Homoioteleuton, wobei entweder mehrere Worte dieselbe Kasus- oder Verbalendung haben: laetitia plenam, summa dulcedine laetam, vitam speculari perennem;

oder ohne Rücksicht auf den Casus gleiche Endungen zeigen: nec dicam sane quod scire tuum sit inane.

Die Annominatio(13) , die Paronomasie der Antike, verwendet dieselben oder ähnliche Worte in verschiedener, manchmal scharf entgegengesetzter Bedeutung: te.... virgo Maria suscipiat, ne decipiat nimis atra carybdis.

Die Subiectio(14) nimmt die Ansichten der Gegner und ihre Gegengründe vorweg, widerlegt sie und verleiht dadurch der eigenen Meinung besonderen Nachdruck.

Die Gradatio(15) "non ante ad consequens verbum descendit quam ad superius ascensum est", was an einem Beispiel sofort klar wird: labor tibi generabit invidiam, invidia tibi concitabit odium, odium tendet ad expulsionis tuae studium, studium ad pravae machinationis affectum. Ähnliche Beispiele führt Schmeidler an, aber er will damit das Vorkommen der Gundlachschen Redefigur, der Traductio, auch in Stücken anderer Diktatoren nachweisen, denn er hat den wesentlichen Unterschied dieser beiden rhetorischen Figuren nicht erkannt.

Die Diffinitio(16) liefert kurze Begriffsbestimmungen wie diese: prudentia est rerum divinarum humanarumque scientia, in qua intelligendum est, quid faciendum sit, quidque cavendum.

Die Transitio(17) erfüllt die Funktion, die im Namen liegt, und bildet den Übergang, in dem sie das Gesagte kurz zusammenfasst und auf das Folgende hinweist: ecce inquam virtutum diffinitiones audisti, nunc quid per haec conveniat considerare non pigeat.

Die Correctio(18) setzt einen passenderen Ausdruck an Stelle eines weniger geeigneten: prelatos atque ut verius loquar elatos; qui fortes esse, immo fortes videri appetunt.

Die Figur der Occupatio(19) liegt vor "cum

dicimus nos praeterire aut nolle dicere aut nescire id, quod tunc maxime dicimus: z.B. taceo quod vinum et annonam inaniter expendunt ... praeter eo quod vineas et agros cum ceteris emolumentis vendunt et oppignerant etc.

Die Conduplicatio(20) ist die Wiederholung eines oder mehrerer Worte, um stärkere Wirkung zu erreichen.

Durch die Figur der Interpretatio(21) sagt man dasselbe noch einmal mit anderen, gleichbedeutenden Worten wie in den Hexametern:

O tandem resipisce, miser, tua crimina deflens!

Infelix, tua facta gemens, convertere demum!

Bei der Commutatio(22) entstehen durch Umstellung derselben Worte zwei sich widersprechende Sätze, wie das bekannte Beispiel zeigt: homo non adeo vivit ut comedat, sed necessario comedat ut vivit.

Die Formel der Permissio oder Concessio(23) unterstellen eine Person oder Sache vollkommen dem Willen eines anderen: Nos ipsos quippe sicut et nostra tuae permittimus amicitiae, nobis sicut et nostris, ut congruum tibi videtur, utere.

In der Figur der Dubitatio(24) "quaerere videtur orator, utrum de duobus potius aut quid de pluribus potissimum dicat" wie z.B.: hoc opusculum, seu cartam, seu dici mavis epistolam ... perlege.

Die Expeditio(25) zählt mehrere Gründe und Wege auf, weswegen und wie etwas geschehen könnte und greift dann den entscheidenden Grund heraus.

Eine ähnliche Abhandlung, die aber durch viele wörtliche Übereinstimmungen in den Definitionen ihrer starke Abhängigkeit von Onulf verrät, haben wir in dem Schriftchen des Bischofs Marbod von Rennes: De ornamentis verborum¹⁾. Marbod, berühmt durch seine Beredsamkeit,

1) Gedruckt bei Migne, Patrol.lat.171, S.1687.

stand im Anfang des 12. Jahrhunderts der Schule von Rennes vor und widmet das Werkchen einem Schüler. Die grosse Verwandtschaft der beiden Schriften ist ein Beweis dafür, dass bei regem geistigen Austausch auch die rhetorischen Theorien ziemlich schnell an den verschiedenen Schulen bekanntgeworden sein müssen. Ich führe hier nur die wenigen Figuren an, die Marbod den von Onulf übernommenen hinzufügt.

Das Wesen des Contrariums(26) wird am besten an den Beispielen klar: qui sua divulgat probra, credis quod tua celet? Qui sibi non parcit, mihi vel tibi quomodo parcet?

Beim Commixtum(27) stehen einem einzelnen Satzglied zwei gleich geordnete gegenüber z.B. criminis est formam componere, spernere famam. Cum territ ore leonis, sicut damna fugit, quasi bos ad vulnere mugit.

Die Iracisio(28) bricht mitten im Satz plötzlich ab und überlässt es aus Bescheidenheit oder Rücksicht auf andere dem Leser, den Gedanken selbst zu Ende zu führen: Tu, qui nuper in aede sacrata, sollemnique die - sed praestat parcere verbis, ne te digna ferens offendam iudicis aures.

Ausserdem bringt er noch einige Figuren, die sich auf Satzbau und Wortstellung beziehen.

Beim Disiunctum(29) stehen die einzelnen Sätze parataktisch nebeneinander: Romanus populus Gallos in Caesare vicit. Sub duce Pompeio Mithridatica regna subegit. Oder: Aut morbo species cadit, aut aetate fatiscit.

Beim Coniunctum(30) steht das Wort, das beide Teile verknüpft, dazwischen: Aut aetas formae decus atterit aut invalidudo.

Beim Adiunctum(31) wird das beiden Teilen gemeinsame Wort vor oder nachgestellt: Morbo vel senio formae

decus evacuatur. Extinguunt speciem seu morbus sive senectus.

Unter dem Dissolutum(32) ist Sperrung zu verstehen: Caros venerare parentes; subditus esto Deo .

Alle diese Figuren wurden in den Schulen gelernt und geübt, und daher werden sie auch in den Schriften verschiedener Verfasser gleichmässig zu finden sein. Doch ebenso wie die Vorliebe für bestimmte Worte, die bei dem einen sehr häufig, anderen aber kaum vorkommen, kann für uns die Vorliebe für bestimmte rhetorische Figuren zu einem Merkmal der stilistischen Eigenart eines bestimmten Verfassers werden. Und meiner Meinung nach ist das ein sichereres Merkmal, als der Wortvorrat, denn die Zusammensetzung des Wortschatzes geht auf eine stark~~e~~ willkürliche und zufällige Auswahl zurück, während bei der Wahl der rhetorischen Figuren das persönliche Stilempfinden doch eine gewisse Rolle spielt.

Einen ganz anderen Eindruck macht die zweite Gruppe der rhetorischen Lehrschriften, die sich fast durchweg mit der seit dem 11. Jahrhundert blühenden Kunst des Briefschreibens, des dictamen, beschäftigen und selbständige, neue Theorien entwickeln, die aus der Praxis herausgewachsen und für die Praxis bestimmt sind. Überliefert sind uns solche Artes dictandi nicht vor dem 11. Jahrhundert, und zwar stammen die ersten aus Italien, aus Monte Kasino, das im 11. Jahrhundert eine besondere Blütezeit erlebte, und den berühmten Schulen der Lombardei. Es ist aber sehr wohl möglich, dass die Lehre schon früher ausgebildet war, und nur die Überlieferung uns im Stich lässt, eine Vermutung, die zuletzt auch Erdmann⁽¹⁾ ausgesprochen hat. Man hat auch bisher noch viel zu wenig auf Quellen dieser Art geachtet oder danach gesucht. Natürlich sind grosse Teile der Lehre vom dictamen von der Antike oder anderswoher übernommen, z.B. zeigen sich in den Theorien über die einz~~e~~

1) Karl Erdmann, Die Briefe Meinhards von Bamberg N.A. 49, 2

nen Satzglieder und ihre Verknüpfung zum Satzganzen Anklänge an Cicero und Quintilian, während die Klauselregeln eng verwandt sind mit den Regeln der päpstlichen Kanzlei für den Cursus. Doch ich kann es mir hier nicht zur Aufgabe machen, diese Abhängigkeiten und Beziehungen durch genaue Untersuchung zu klären. Für den hier erstrebten Zweck, die stilkritische Methode durch neue Gesichtspunkte zu bereichern, genügt es auch, die in einigen Artes dictandi des 11. und 12. Jahrhunderts enthaltenen Grundsätze und Vorschriften kurz darzustellen.

Einen gewissen Übergang von Schriften wie der des Magister Onulf zu den italienischen Lehrbüchern bildet die St. Galler Rhetorik Notkers des Deutschen vom Anfang des 11. Jahrhunderts¹⁾. Dass es sich dabei um neue, selbständige Lehren handelt, obwohl eine unklare Vorstellung von dem unerreichten Vorbild der antiken rhetorischen Kunst stets vorhanden war, beweist der Gedankengang der Einleitung. Obwohl die eloquentia Ciceros längst verschwunden ist, lebt die naturalis eloquentia weiter, und diese ist es, die nun in Regeln gefasst werden soll. Notker handelt von der Kunst der gesprochenen Rede, deren Gegenstand und Aufgabe dreierlei verschiedenen Charakters sein kann. Eine materia iudicialis wird mit den Mitteln von Anklage und Verteidigung durchgeführt; bei einer materia deliberativa sollen andere durch Zuraten und Abraten davon überzeugt werden, was sie zu tun und was zu lassen haben; eine materia demonstrativa setzt durch Lob und Tadel Gutes und Schlechtes ins rechte Licht.

Die Gliederung der Rede in exordium, partitio, narratio entspricht der bei den Geschichtschreibern üblichen Ein-

1) Gedruckt bei Hattemer Denkmale des Mittelalters III, S. 560 - 585. 1844 - 49.

teilung in *prologus*, *capitula*, *textus*. Es folgt die Darstellung verschiedener Möglichkeiten, eine gerichtliche Verteidigung wirkungsvoll durchzuführen.

Dann wird die Rhetorik, die *ars dicendi scientia*, in ihre fünf Teile zergliedert, die Notker mit seinen eigenen Worten definieren mag: *Inventio* est excogitatio rerum verarum aut verisimilium quae causam probabilem reddunt. *Dispositio* est rerum inventarum et sententiarum in ordinem distributio. *Memoria* est firma animi rerum et verborum ad inventionem perceptio. *Elocutio* est idoneorum verborum ad inventionem accommodatio. *Pronuntiatio* est ex rerum et verborum dignitate vocis et corporis moderatio.

Die *Elocutio* umfasst die Wahl der einzelnen Worte und ihre Verknüpfung zum Satz. Bildliche oder in übertragenem Sinn gebrauchte Worte, *translate verba* et *aliena*, an Stelle der *verba propria* dienen zum Schmuck der Rede. Es wirkt stärker, wenn wir einen dummen Menschen statt *stultus asinus* schelten. Nennen wir ihn aber *sapiens*, so wird durch den Gegensatz seine wirkliche Dummheit noch mehr hervorgehoben. "In propriis simplex locutio est, in alienis figurata."

Sätze wirken durch die Schönheit kunstvoller Komposition oder durch Einkleidung der Gedanken in ein Bild oder einen Vergleich, also durch die antike Metapher. Zum Schmuck der Komposition dient z.B. Allitteration. Im Satzgefüge wird ein Sinnzusammenhang auf zweierlei Weise zum Ausdruck gebracht. In der *oratio continua* strebt alles dem Satzende zu, wo erst der Sinn des Ganzen und der einzelnen Glieder verständlich wird, während die *oratio districta* ein Nebeneinander einzelner, schon für sich selbst verständlicher Teile, die *cola* et *commata* oder *membra* et *caesurae* heissen, ist. Eine *periodos* kann

aus zwei oder mehr membra bestehen. Ist jedoch nur ein membrum vorhanden, so spricht man nicht von einer Periode, sondern von einem colon. Ein colon kann in Glieder, die aber einzeln noch keinen Sinn ergeben, sogenannte commata oder caesura zerlegt werden. Ein Beispiel für ein colon ex duobus commatibus ist der Satz: nisi dominus aedificat domum in vanum laborant, qui aedificant eam.

Die nun folgende Aufzählung der vitia ist deswegen interessant, weil an ihr recht deutlich wird, welche Sorgfalt die mittelalterlichen Stilkünstler auf Wortwahl und Wortstellung verwandten. Bei der Wahl der Worte sind verba barbara, deutsche Worte, verba antiquata, veraltete Worte, verba insolenter prolata, allzu kühne Neubildungen, und verba corrupta, verdorbene Formen zu vermeiden. Im Zusammenstellen mehrerer Worte muss man sich vor der Häufung derselben Konsonanten, in moitacismi = myotacismi, lautacismi = labdacismi, iotacismi, polysigmia, dem harten Zusammenstossen vieler Konsonanten, der collisio, (multum ille et terris iactatus et alto) oder dem Nebeneinander vieler Vokale, den hiulcae (insulae ionio in magno) vor der lästigen Wiederholung derselben Silbe, der assiduitas, (cassandra canebat casus) oder desselben Wortes, dem diproforon, (protere pedem pede) hüten.

Seine Klauselregeln bauen sich noch auf der Quantität der Silben auf. Einsilbige Worte sind am Schluss des ganzen Satzes zu vermeiden. Wenn sie am Ende von cola und commata stehen, muss einem Wort mit kurzer Silbe ein Jambus oder Anapäst vorausgehen (nepos est; variis est), einem Wort mit langer Silbe ein Trochäus (nata lex). Ist das letzte Wort zweisilbig, dann entsteht eine schöne Klausel durch das Nacheinander von Jambus oder Trochäus und Spondeus, (ponos cibes; sola curant) oder von Jambus und Trochäus, (caput regis). Bildet ein drei- oder mehr-

silbiges Wort den Schluss, dann empfiehlt er einen Trochäus mit Molossus, wobei die Längen in zwei Kürzen aufgelöst werden können. (litus eiectus, litus agitanti, litus aemiliae, litus aequabilae, curas regere animorum)

Eine schlechte Klausel entsteht bei einsilbigen Worten, wenn zwei kurze oder zwei lange Silben aufeinanderfolgen (non patria privare sed vita vis) bei zweisilbigen Worten, wenn am Schluss ein Jambus oder Pyrrhichius oder ein Pyrrhichius vor Trochäus oder Spondeus steht. Wenn der Satz mit einem mehrsilbigen Wort endet, muss auf jeden Fall ein taktylischer Schluss vermieden werden. Schlecht ist auch die Klausel, die gebildet wird durch Spondeus und Molossus (rupes eiectus).

Notker steht noch unter dem starken Einfluss antiker rhetorischer Theorien. Die neue Ars dictandi bildete sich ein Menschenalter später in Italien aus. Als Begründer der Lehre von den 5 Teilen des sorgfältig komponierten Briefes müssen wir Alberich von Monte Kasino ansehen, der am Ende des 11. Jahrhunderts dort an der Schule wirkte. Neben anderen Werken über Dialektik, Astronomie und Musik, die zum Teil verloren sind, hat er rhetorische Schulbücher verfasst, Rationes dictandi, Flores Rhetorici und ein Previarium de dictamine. Ediert ist bis jetzt nur das erste Buch der Rationes dictandi durch Rockinger¹⁾, dem es freilich dabei auf die formelhaften Elemente des dictamen ankam, und der deshalb für die grammatischen Regeln und rhythmischen Vorschriften wenig Interesse hatte. Daher kann ich Alberichs Lehre nur flüchtig skizzieren, nach dem Eindruck, den ich aus den wenigen gedruckten Teilen gewonnen habe.

In den Rationes dictandi behandelt er eingehend die 5 Teile des Briefes: salutatio, captatio

1) L.v. Rockinger, Briefsteller und Formelbücher des 11. bis 14. Jahrh. in: Quellen und Erört.z. Bayr. und deutsch. Gesch. 9, München 1863, S. 1 ff.

benevolentiae, narratio, petitio und conclusio. Je nach dem Stand des Empfängers gibt es salutationes excellentes, mediocres und infimae. Er bringt genaue Vorschriften für die äussere Form der salutationes, die je nach der Stellung des Empfängernamens zu den ihm beigefügten Attributen und Apositionen praescriptae (Gunthero amicorum intimo ...) oder subscriptae (gloria prae excellenti Gunthero) oder circumscriptae (venerabili in Christo domino Innocentio summo pontifici et universali papae) genannt werden. Auf ähnliche Weise wird Inhalt und Form der anderen Brieffteile besprochen. Die conclusio z.B. soll den Inhalt der narratio und petitio noch einmal kurz zusammenfassen und den Nutzen oder Schaden des oben Erzählten oder Geforderten darlegen.

Stilistisch wichtiger ist die Unterscheidung der Briefe, die per rectam constructionem, und solcher, die per appositionem geschrieben sind. Die recta et simplex constructio ist die gewöhnliche, auch Ungerübten verständliche Wortstellung, während es schon höhere Schulung erfordert, Sätze in der appositio zu bilden und zu verstehen. "Et est appositio appositio dictionum ordinatio a constructionis serie remota ... quam ... oportet fieri quasi currentem et sonoram et diligenti sermonum positione fulgentem." In der appositio darf der Vokativ niemals am Anfang stehen, der Nominativ muss den Casus obliqui nachgestellt werden. Die Obliqui stehen in ihrer grammatischen Reihenfolge. (narrationis ordini necessarias causas subtili discretionis adhibemus) . Doch zwischen Substantiv und Attribut wird gern ein Wort in anderem Casus eingeschoben: vestrae prudentiam probitatis exposcimus. Ebenso können sie von einem dazwischenstehenden Adverb oder anderem Wort getrennt werden. Die Pronomina der ersten und zweiten Person Singular und Plural erhalten durch die kunstvolle Stellung der appositio eine besonders nachdrückliche Bedeutung. Verba, die

drei oder mehr Silben haben, treten an den Schluss. Adverbien stehen beim Verb, quod tota significationis eorum vis ad verbum pertinere videatur.

Die Konjunktionen zerfallen in coniunctiones praepositivae, die stets vorangestellt werden müssen wie at, aut, sed, quoniam, quapropto, animvero, nam, cum, dum u.ä., coniunctiones suppositivae, denen etwas vorausgehen muss wie ergo, igitur, quidem, quippe, tandem, quoque, autem, enim, vero, und coniunctiones communes, die nach Belieben vor oder nachgestellt werden können.

Interjektionen können an beliebiger Stelle, aber nicht zu häufig eingefügt werden.

Interessant ist die Aufzählung von adverbia et coniunctiones completivae, quae videlicet sola ornatus et bonae sonoritatis causa prosaicis dicataminibus inseruntur, wie quidem, equidem, siquidem, quippe, profecto, sane, scilicet, videlicet, nimirum, utique. Sie treten zwischen zusammengehöriges Adjektiv und Substantiv: vestram utique, probitatem, oder hinter am Satzanfang stehende Formen des Relativ- oder Fragepronomens: quibus sane precibus.

Aus dem zweiten Buch druckt Rockinger als Anmerkung zur narratio eine Reihe von Regeln über den Gebrauch der Tempora, ab. Die narratio de praesenti fordert verba presentis temporis. Dabei kann von zwei gleichgeordneten verba finita eines in ein Particip, ein Gerundium oder ein Infinitiv verwandelt werden, z.B. notifico quod prospere valens oder valendo temporalibus bonis abundo oder me abundare. Die Infinitivkonstruktion wird als älteste und beste am meisten empfohlen, ebenso das Particip des Perfekt und das des Futurs, da nach Alberichs merkwürdiger Ansicht die Sprache solum indiget verbis futuri temporis sive indicativi sive subiunctivi modi.

Im zweiten Buch werden nach Rockingers Inhaltsangabe vor allem die *captatio bene-volentie*, die Einflechtung von allgemeinen Lebensweisheiten, *proverbia sive auctorum scripta*, dann *augmentum* und *diminutio dictaminum*, also die Kunst, Briefe zu erweitern oder kurz zusammenzufassen, und schliesslich die *vitia* behandelt.

Von dem Inhalt der *Flores Rhetorici* können wir uns nach den Bemerkungen Willards¹⁾ eine Vorstellung machen. Alberich will darin durch Aufzählung der *proprietas dicendi* und der *colores*, sowie der *vitia* die fortgeschritteneren Schüler zu wahren *scriptores* heranbilden.

Die Wirkung Alberichs und seiner Theorie muss sehr gross gewesen sein. Einer seiner Schüler, Johannes von Gaeta, der spätere Papst Gelasius II. führte als Kanzler Papst Urbans II. 1088 den *Cursus* in der päpstlichen Kanzlei ein. Bald drang die *Ars dictandi*, die in Italien besonders an den Schulen der Lombardei gepflegt wurde, auch nach Deutschland. Bezeichnend dafür ist, dass wir zwei im Anfang des 12. Jahrhunderts in der Lombardei entstandenen Lehrschriften in deutschen Briefsammlungen überliefert finden. Der Reinhardtsbrunner Briefsteller aus der Mitte des 12. Jahrhunderts²⁾ enthält die Abhandlung Alberts von Samaria, die zwischen 1111 und 1118 entstanden sein muss, und die *Rationes dictandi prosaice* des Canonikers Hugo von Bologna³⁾, die uns ausserdem in der Salzburger Briefsammlung aus dem 12. Jahrhundert und einem Wolfenbüttler Codex, wo sie sich als Werk des Bischofs Benno von Meissen ausgeben⁴⁾ überliefert worden sind.

Monte Casino 1929

1) H.M. Willard: *The Use of the Classics in the Flores Rhetorici of Alberic of Monte Casino*
2) H. Krabbe, Der Reinhardtsbrunner Briefsteller aus dem 12. Jahrh. N.A. 32, S. 61 ff.
3) Gedr. bei L.v. Rockinger, Quell. u. Erört. 9, S. 47, ff.
4) Bei Pez, Thes. 4, S. 264.

Albert von Samaria stellt zunächst die Dialektik, die Grammatik, die *recte loquendi scientia*, und die Rhetorik die den Schüler lehrt *ordinate, distincte, expolite componere et unicuique sexui et personae et aetati necnon ordini et dignitati congrua accidentia distribuire, ordinem et modum discernere*, als Grundlagen der Stilkunst hin. Dann folgt eine grosse Zahl von Beispielen für die *salutatio*, die wie bei Alberich *sublimis, mediocris* oder *exilis* sein kann, mit ein paar schönen Wendungen für den Briefschluss. Bei der Abfassung eines Antwortschreibens muss man eine *salutatio* wählen, die dem Charakter der *salutatio* des empfangenen Briefes vollkommen entspricht.

Auch Albert bringt eine Theorie vom Satzbau. Der Satz zerfällt in *cola* oder *membra*, einzelne, gleichgeordnete, voneinander unabhängige Satzglieder (*insignis claris moribus, militiae gloria fulgidus, sophiae dogmate splendidus, merito a quoque commendandus*) und *emmata* einander untergeordnete, sich gegenseitig bedingende Satzglieder (*cum bonarum mentium sit proprium consimilium familiaritatem appetere, cumque mihi sit cordi me bonis velle adiungere, tuam amicitiam meis litteris studui supplicanter appetere*).

Eine Periode, die naiv etymologisch mit *peri = circum*, *oda = laus* erklärt wird, "*videlicet cum circuiens dictator argumentando ad laudem in conclusione pervenit*", wird vollendet, "*ubi praecedente cola vel comma iam sententia conclusa terminatur*".

Ausserdem muss der Stilkünstler wissen, wann reich geschmückte, weitschweifige Ausdrucksweise und wann gedrängte Kürze angebracht ist, "*quod gignit obscuritatem brevitatis, taedium parit prolixitas*". Schönheit und Klarheit des Satzes wird erreicht, wenn die Stellung und Verknüpfung der Worte ihre Beziehung zueinander ent-

spricht, doch ist das Hyperbaton als Schmuckform erlaubt.

Als Vorbilder des Stils nennt Albert Cicero, Sallust und die Kirchenväter Gregor, Ambrosius, Augustin und Hieronymus.

Nicht viel später, vermutlich 1124, hat Hugo von Bologna seine Schrift über die *Rationes dic-tandi* vollendet, in der er, wie er selbst sagt, die Lehren vieler anderer zusammenfasst.

Er unterscheidet wieder *epistolae supremae, infimae, mediocres* je nach der Würde der Empfänger und gibt Vorschriften für die Form der *Salutationes*. Bei ihm haben wir nur drei Teile des Briefes, *exordium, narratio* und *conclusio*. Der *captatio benevolentiae* dienen lobende Beiworte in der *salutatio*, geeignete Empfehlungen im *exordium* und die Wiederholung von Lob und Empfehlungen in der *conclusio*.

Besonderes Interesse verdient seine Lehre von *comma* und *cola*, in der er klarer und genauer formuliert, was Albert von Samaria nur unbestimmt andeutet, obwohl dieser ganz Ähnliches wie Hugo gewollt haben muss. Das geht aus seinen Beispielen hervor, die ebenso gut als Belege für Hugos Vorschriften verwertet werden könnten.

Unter *comma* versteht Hugo das Gleichgewicht der einzelnen Satzglieder, die *subsequenz praecedenti non multum impar positio, quando distinctiones videntur quasi currere et sunt inter se fere compares*. Als Beispiel bringt er den Satz: *vestrae dilectionis et fraternitatis litterae meas ad aures usque venere; / quarum praesentiam vellem, si possem, prae oculis semper habere*.

Colae dagegen sind die *asyndetische* Aufeinanderfolge mehrerer Satzglieder, die alle dieselbe Beziehung zu einem anderen Satzteil haben, aber voneinander unabhängig und gleichgeordnet nebeneinander stehen, wie

in den Sätzen: es quoque, quem Iuno potentem, Minerva prudentem, Cytherea prae ceteris fecit lucescentem, oder es quoque, quem regnorum Iuno magnitudine prae-
posuit, litterarum plenitudine Minerva edocuit, cunctis mirandum Cytherea contulit. In diesem Beispiel haben wir einfache colae appositivae. Bei den colae responsivae wird dieselbe Figur in demselben Satz noch einmal wiederholt, sodass sich die beiden Reihen gleichsam entsprechen, z.B. es quoque quem regnorum magnitudine, litterarum plenitudine, vultus pulchritudine, Iuno prae-posuit, Minerva edocuit, cunctis mirandum Cytherea contulit. Für colae interrogativae wird eine Periode Ciceros angeführt: quid dicam de pietate in matrem? de liberalitate in sorores? de bonitate in suos? de iustitia in omnes? Die colae "non nisi ad ornandum dictamen ponuntur" und dienen meist dazu, die Eigenschaften einer Person oder Sache lobend oder tadelnd nachdrücklich hervorzuheben.

"Harum tamen omnium vitari oportet taedium, nec in nostro dictamine ultra quattuor seu quinque debemus ponere."

Nach einer Sammlung von Beispielen für salutationes und die anderen Briefteile spricht er noch von den verschiedenen Charakter der Briefe je nach den Leitenden Gedankengängen und zählt 26 verschiedene modi auf. Der modus naturalis z.B. macht die natürliche Liebe der Eltern zu ihren Kindern zum Leitmotiv, der modus officialis betont die Königspflicht, der modus per similitudinem stellt Vergleiche an, der modus decretalis erlässt Verfügungen, der modus cohortatorius beginnt mit Ermahnungen und so fort.

Dann fügt er noch 7 merkwürdige modi an, die sich nur durch die Konstruktion des Prädikats unterscheiden. Im ersten modus stehen alle Verben in der ersten Person

Singular vom Indikativ des Präsens z.B.: tuae dilectionis amicitiam mente habeo ... eam autem sic dumtaxat duraturam video, si tibi tuum servitium impendenti vicissim servio. Qua propter de bene factis grates refero etc.

Der zweite modus reiht lauter Infinitive mit Akkusativen aneinander, die von mihi est im Sinn des klassischen meum est abhängen, z.B. : vestram dilectionem satis desiderandam est mihi velle fraterne acquirere, itque studenter agere, quo eam firmo amoris vinculo mihi sit posse indissolubiliter annectere. Vobis igitur fratribus et amicis futuris mihi est secure mandare ... etc.

Im dritten modus stehen alle Verben im unpersönlichen Passiv, z.B. quia propter litterarum scientiam ad honoris culmen tenditur, lectione assidua et vigili pectore a me incessanter discitur, im vierten modus im persönlichen Passiv, z.B. hoc enim lege amicitiae censetur, ut ab altero alteri consilium auxiliumque detur.

Im fünften modus werden ausschliesslich Partizipien des Präsens und Formen des Gerundiums und Gerundivums verwendet, z.B. ceterae artes usu diurno a sua sunt pulchritudine deficientes, at opulentiam litterarum legendi assiduitas aetasque vetusta sunt incessanter augentes.

Im sechsten modus herrschen Verbalsubstantive vor, z.B. quia tuae scientiae et largitatis sum peramator, itineris ad te properantis sum inceptor, und im siebten modus Abstrakta z.B. patris nostri est mortis expleta certa condicio, cuius ulterius non est vitae impetranda regressio, nec ulla super hoc consolatio nisi pro eo appud deum sedula oratio.

Mit einer Reihe von Musterbriefen wird die Schrift abgeschlossen.

Es könnte befremden, dass in allen diesen Lehrschriften vom Cursus, der doch seit dem Ende des 11. Jahrhunderts

in der päpstlichen Kanzlei gepflegt wurde, keine Rede ist. Vielleicht trifft jedoch zu, was Peter von Blois in seinem Libellus de arte dictandi rhetorice behauptet, nämlich, dass die päpstliche Kanzlei die Klauselregeln noch unter Papst Lucius III., also bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, geheimgehalten habe, um durch den Cursus echte Stücke von Fälschungen unterscheiden zu können.¹⁾ Erwähnt wird der Cursus zuerst in der um 1230 entstandenen sächsischen Summa prosarum dictaminis²⁾, wo es als stilus Romanus empfohlen wird, wenn trissyllaba dictio tetrasyllabam antecedit oder si trissyllabam duae dissyllabae subsequuntur, was dem Cursus velox entspricht. In der etwas jüngeren Summa dictaminum magistri Ludolfi aus Hildesheim³⁾, die von der sächsischen Summa stark abhängig ist, werden auch Regeln und Beispiele für den Cursus planus gebracht. Doch auf die rhetorischen Theorien des 13. Jahrhunderts einzugehen, würde hier zu weit führen, da es das Ziel dieser Arbeit ist, eine vollständigere Methode für die stilkritische Untersuchung der Vita Heinrici IV und der Briefe des Codex Udalrici, also von Quellen von Anfang und der Mitte des 12. Jahrhunderts, zu finden.

Zuden von der bisherigen Forschung erprobten Hilfsmitteln stilkritischer Untersuchung können wir nun aus den rhetorischen Lehrschriften des 11. und frühen 12. Jahrhunderts noch einige hinzufügen. Bei der Wortwahl wird man darauf achten müssen, ob nach Notkers Unterscheidung neben der locutio simplex gern die figurata mit übertragenen und bildlichen Ausdrücken angewandt wird, und ob häufig Metaphern zur Einkleidung der Gedanken gebraucht werden. Ob die vitia, die durch Häufung von Consonanten und Vokalen entstehen, streng vermieden werden oder nicht, wird auch zu einem Merkmal des Stils werden können.

1) Vgl. H. Bresslau, Handbuch d. Urk. Lehre² II, 1, S. 365, Anm. 5.
2) Gedr. bei Rockinger, Quell. u. Erört. 9, S. 201 ff.
3) Gedr. ebenda S. 347 ff.

Dass der Gebrauch der Verbformen von Theorien und Regeln abhängig ist, beweisen die sieben modi des Prädikats von Hugo von Bologna und die Lehre Alberichs, der empfiehlt, von zwei finiten Verben eines als Partizip oder Gerundium unterzuordnen. Überhaupt fordert Alberichs Theorie dazu auf, die Häufigkeit der Partizipien und besonders die Bildung des Futurs mit Hilfe des Partizips des Futurums zu beachten. Zu einem befriedigenden Ergebnis wird man meiner Meinung nach gelangen, wenn man den rhetorischen Figuren Onulfs und Marbotts einige Aufmerksamkeit schenkt. Für ebenso furchtbar halte ich die Untersuchung von Satzbau und Wortstellung mit Rücksicht auf die verschiedenen Formen der colae und das Gleichgewicht der einzelnen Satzglieder in den comata. Die Regeln, die Alberich über die Stellung der Konjunktionen und der sogenannten adverbis et conjunctiones completivae aufstellt, werden in den späteren Schriften zwar nicht mehr erwähnt, doch kann es sich unter Umständen lohnen, die für einen Autor geltenden Regeln dieser Art aus dem Text herauszulesen und für seinen Stil als bezeichnend zu verwerten. Die Theorien über Aufbau und Gliederung der Briefe und Charakter und Form der salutatio können für die stilistische Beurteilung von Briefen fruchtbar gemacht werden. Dass vor allem auf die salutationes grosser Wert gelegt wurde, geht daraus hervor, dass selbst Briefsammlungen, denn der theoretische Teil fehlt, wie der Codex Udalrici, wenigstens eine Mustersammlung von Briefanfängen haben.

Für die stilkritische Untersuchung der Vita Heinrici und der von Schmeidler herangezogenen Briefe, die wir im Sommersemester 1931 in dem von Prof. Steinacker abgehaltenen historischen Seminar in gemeinsamer Arbeit

durchgeführt haben, sind zwar noch nicht alle diese Grundsätze und Hilfsmittel berücksichtigt worden; trotzdem ergab sich aus vielen Einzeluntersuchungen eine ziemlich klares Bild vom Stil der Vita und als Gesamtergebnis der entschiedene Widerspruch gegen Schmiedlers Behauptung, dass der Verfasser der Vita mit dem Mainzer Diktator identisch sei und starke Bedenken gegen seine Methode der Stilkritik.

Nun ist die Schmiedler'sche Rekonstruktion bedeutender Diktatorenpersönlichkeiten und seine Zuweisung von Briefgruppen an die einzelnen Diktatoren vor Kurzem lebhaft angegriffen und in Frage gestellt worden durch die Studien und Forschungen zur Ausgabe des Codex Udalrici von Carl Pivce, einem Mitarbeiter Hirsch's bei der Herausgabe des Codex Udalrici¹⁾ Pivce bestreitet vor allen Dingen, dass es einen Mainzer Diktator von der Bedeutung, wie Schmiedler sie schildert, überhaupt gegeben habe und schreibt alle Briefe aus den letzten Jahren Kaiser Heinrichs IV. einem einzigen Verfasser zu. Von dem ganzen Complex der Mainzer Diktate Schmiedlers bleibt nur eine kleine Gruppe von Briefen, die sich direkt auf Mainzer Angelegenheiten beziehen, übrig, deren Stil ausgesprochen biblisch-kirchlichen Charakter trägt. Als Verfasser der Vita Heinrichi schlägt Pivce wie schon früher Giesebrecht Bischof Erlung von Würzburg vor, der durch seinen Lehrer Meinhard von Bamberg eine ausgezeichnete stilistische Schulung erhalten hatte und als Kanzler Heinrichs genug Einblick in die politischen Zusammenhänge besass. In seiner Methode stützt sich Pivce im Wesentlichen wie Schmiedler auf die Beobachtung von Worten und Wendungen, doch legt er grossen

1) M.O.I.G. 45, 1931.

Wert auf die geistige Einheitlichkeit des Wort Materials, die sich in Bildern und Vergleichen und bezeichnenden Gedankengängen zeigt, und versucht, die Latinität der einzelnen Diktatgruppen durch eine Ableitung von ihren Vorbildern genauer zu charakterisieren. So weist er für die Erlungbriefe dieselben auctores nach, die in der Vita zitiert werden. Er betont zwar, dass "die feineren Stilunterschiede, die im Rhythmus der Sprache, dem Satzbau, der Art des Ausdrucks, der Vorstellungswelt und seelischen Haltung des Diktators liegen", beachtet werden müssen, doch fehlen dafür noch eine ausreichende begriffliche Terminologie, weswegen die Untersuchung zum grossen Teil dem Einfühlungsvermögen des einzelnen Forschers überlassen bleibe.

Da mir der Aufsatz erst nach Abschluss dieser Arbeit bekannt wurde, konnte ich die stilkritische Untersuchung nicht mehr auf die Erlungbriefe ausdehnen. Deshalb will ich nur kurz den Gang der Untersuchung skizzieren, die den Stil der Vita möglichst genau erfassen und mit dem Stil der von Schmeidler gebildeten Diktatgruppen vergleichen sollte.

Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildeten nicht Urkunden und Briefe wie bei Schmeidler, sondern die Vita Heinrici IV selbst. Der Wortschatz, der Schmeidler oft in die Irre geführt hat, musste trotzdem natürlich berücksichtigt werden, da es immer möglich ist, dass sich während der Untersuchung einzelne Worte oder Partikeln als sehr charakteristisch herausstellen. Durch aufmerksames Hineinlesen in den Text versuchten wir die Eigentümlichkeiten des Stils zu erfassen und zu definieren und stellten daraufhin eine Gruppe von Stilfiguren auf, die die Grundlage für die genaue Untersuchung und Verzettelung bilden sollten, und zwar waren das Häufungen synonymen oder in Wortstamm verwandter

Wendungen, Anaphern, Antithesen, rhetorische Fragen, Ausrufe, Anreden und das Asyndeton. Dazu kam die Beobachtung der Titel und eine Zurückführung der Sprache auf ihre Vorbilder mit Hilfe der Zitate.

Auf diese Merkmale hin wurde die Vita kapitelweise verzettelt und für den Wortschatz eine alphabetische Liste der häufigen, doch nicht zu abgeschliffenen Worte und Wendungen aufgestellt. Die Verarbeitung der Zettel für die Stilfiguren ergab für die Häufung mehrere verschiedene Formen, nämlich die Wiederholung desselben Wortes oder Wortstammes, die sogenannte Gundlachsche Redefigur, - eine auffällige Figur ist das Spielen mit denselben Wortstämmen in chiasmatischer Anordnung z.B. *recitando plangentes, plangendo recitantes*, - dann synonyme Wortpaare, die oft noch durch Alliteration zusammengehalten werden, und schliesslich Doppelungen längerer Ausdrücke, die dem *colae* von Hugo von Bologna entsprechen.

Anaphern sind ziemlich häufig und oft antithetisch gebaut, wie überhaupt die Antithese ein wesentliches Merkmal für den Stil der Vita ist. Die Antithesen werden entweder durch *tanto-quanto, tam-quam, non-sed* etc. eingeleitet oder auch häufig auf zwei einzelne, sich scharf gegenüberstehende Worte zugespitzt. Diese Form der Antithese ist besonders wirkungsvoll, wenn es sich um ähnlich klingende Worte wie *consiliatores-insidiatores* handelt. Die antithetischen Perioden sind bisweilen chiasmatisch, meist aber parallel gebaut.

Ausrufe und rhetorische Fragen in grosser Zahl beleben den Stil der Vita. Alle Anreden haben lobenden oder tadelnden Sinn.

Bei der Verfolgung der Titel und Herrscherbezeichnungen gewinnt man den Eindruck, als ob der Verfasser bewusst mit grosser Vorsicht vorgegangen sei. Trotz der feind-

lichen Einstellung zur kurialen Partei wird der Papst sachlich und vorsichtig stets nur apostolicus genannt. In den Titeln für Heinrich IV. zeigt sich die genaue Beachtung des Krönungstermins; seit 1084 wird er stets imperator genannt. Schmückende Beiworte werden sparsam verwandt.

Von den Vorbildern wird Sallust häufig und wörtlich zitiert. Ausserdem finden wir Zitate aus Lucans Bellum civile und Vergils Aeneis, vor allem dem zweiten Gesang. Von den Zitaten aus Terenz, Horaz und Ovid stammen sicher einige aus Florilegien. Wir finden nicht viele Vulgata-Zitate, und dann meist solche aus dem alten Testament. An manchen Zitaten fallen leichte Veränderungen auf, die meist in der Form antithetischer Verarbeitung vorgenommen worden sind.

Nach derselben Methode wurde die Untersuchung der Schmeidler'schen Briefgruppen vorgenommen. Den klarsten Eindruck erhielten wir vom Stil des Ogerius, der durch seine schon von Schmeidler betonte Vorliebe für die reichliche Einflechtung von Adverbien und allgemein gehaltenen Einleitungen, dazu durch sehr vorsichtige Titel und Häufungen, die zur Klärung eines Begriffes beitragen sollen, charakterisiert wird. Beim Bamberger Diktator fällt eine gewisse Parallelität des Denkens und des Periodenbaus auf. Er zeigt Vorliebe für Wortpaare, höfische Epitheta bei den Titeln und Superlativformen. Antithetisch gebaute Perioden sind selten. Antithesen bringt er höchstens in ganzen Sätzen, nie in der Zuspitzung auf zwei einzelne Worte.

Der Stil des Mainzer Diktators ist sehr reich und weist fast alle in der Vita beobachteten Stilfiguren auf. Nur rhetorische Fragen werden auffällig vermieden. Er bildet einfache, aber klare Konstruktionen

die durch Relativsätze und Appositionen belebt werden. Antithesen sind vorhanden, doch sind sie lange nicht so scharf, wie die der Vita.

Aus diesen allgemeinen Charakteristiken mussten wir den Schluss ziehen, dass keiner der von Schmiedler rekonstruierten Diktatoren der Verfasser der Vita gewesen sein kann. Dieses rein mit stilkritischen Mitteln gewonnene Ergebnis passt gut zu dem Eindruck, den der Inhalt der Vita macht, der mit seinen vielen Ungenauigkeiten und Fehlern, die Schmiedler mit Unrecht als raffinierte Entstellungen zu erklären versucht, unmöglich von einem Mitglied~~x~~ der Kanzlei, das von allen politischen Vorgängen genau unterrichtet gewesen sein muss, verfasst sein kann. Dieselben Bedenken gelten auch für die Hypothese von der Verfasserschaft Erlungs. Es wird zunächst notwendig sein, die stilistische Tradition der Bamberger Schule, deren Hauptvertreter Meinhard und Erlung sind, genauer zu formulieren und festzustellen, ob die Vita und ihr kunstvoller Stil in diesen Rahmen passt. Wir können jedoch nicht eher eine klare, eindeutige Lösung all dieser Fragen erwarten, bevor wir *nicht* eine feinere, alle Einzelheiten in klaren Definitionen erfassende Methode der Stilkritik ausgebildet haben.